Zeitschrift: Zürcher Taschenbuch
Herausgeber: Gesellschaft zürcherischer Geschichtsfreunde
Band: 107 (1987)

Artikel: Ein Auslandschweizer in Sizilien
Autor: Sarauw, Erica
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-985284

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 21.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

ERICA SARAUW

Als Auslandschweizer in Sizilien

Einleitung

«Die Amphore»

«Von fernen Küsten stammst du, Schlanke, her,
Fremdling in meinem Garten, stumm, versonnen;
Einst schautest du verzaubert übers Meer,
Dem Blau verschwistert und von Blüten schwer
Gleich einem Festgewande übersponnen.

Hier trauerst du, umbraut von Nebeldichte,
Und karg nur spriesst und blasser dir der Flor;
Doch deiner Inselheimat Traumgesichte,
Der Götter Lächeln aus dem schönern Lichte
Umgeistern dennoch dich, die sie verlor.»

Amphore ... welches Abbild könnte sinnfälliger sein als das deinige im Rückblick auf die Ambivalenz meiner zwischen Heimat und Fremde verlebten Jugendjahre? Ich habe mich oft gefragt, wo bei dieser Doppelspurigkeit der Akzent liege, ob auf Gewinn oder Verlust. Trotz der leichten Einbusse an helvetischer Standfestigkeit, wie sie solchen eigen ist, die den Wurzelgrund der Heimat nie haben verlassen müssen, glaube ich doch, ein Positivum für mich buchen zu können. Wettgemacht durch einen erweiterten Horizont, bereichert durch verschiedenartige Kulturen und Landschaften, hat sich mein Weltbild auf harmonische Weise gerundet. Es gleicht einem farbenfrohen Teppich, dessen Zettel und Einschuss, dessen Fäden ich im folgenden Rückblick zu ordnen hoffe.

1. Die Anreise

Das Jahr 1900 war für unsere Familie ein Schicksalsjahr. Unser Vater, der nach dem Tod von Grosspapa Steinfels aus der schwiegerelterlichen Seifenfirma, in der er zwölf Jahre als Chemiker tätig gewesen war, ausschied, hatte beschlossen, im ehemals väterlichen Exporthaus Ferdinand Baller in Messina eine neue Tätigkeit zu suchen. An einem trüben Märzmorgen 1900 fuhren am Goedecke-Haus, Seefeldstrasse 9, Zürich-Riesbach, wo wir gewohnt hatten, zwei Droschken vor, um unsere kleine Reisegesellschaft, Eltern, vier Kinder und zwei deutsche Dienstmädchen, nach dem Hauptbahnhof zu befördern. Dort bestiegen wir den Gotthardzug, der uns nach Süden führte. Wenn ich das Bild unserer Eltern aus jener Zeit vor mir entstehen lasse, so sehe ich sie vor mir als ein in seinen Grundzügen ungleiches Paar. Zweifelsohne war Vater bei diesem Unternehmen die treibende Kraft. Mit dem Wikingerblut seiner nordischen Vorfahren in den Adern liebte er es, sich zu verändern. Mutter, als Binnenländerin, wünschte sich nichts sehnlicher als dort bleiben zu dürfen, wo sie ihre Wurzeln hatte. Es sollte ihr nicht beschieden sein. Tapfer hat sie jedoch, Gatte und Kindern zuliebe, ihr Schicksal auf sich genommen und versucht, das Beste daraus zu machen. Heimisch ist sie in Sizilien nie geworden. Die Brücken zur Heimat waren abgebrochen. Von nun an gehörten wir zu jener «andern Schweiz», die in industriellen Unternehmungen, in Handel und Gewerbe unter vielen Himmelsstrichen unser Vaterland ehrenvoll vertritt. Wir waren Auslandschweizer geworden.

Der erste Eindruck bei der Ankunft in Genua war enttäuschend. Vom Meer hatten wir blaue Wunder erwartet. Nun blickten wir auf einen grossen grauen Teich, der sich im Endlosen verlor. Die Stadt präsentierte sich als baumloses Häusermeer ohne besondere Akzente. Ein Ausflug auf den Aussichtspunkt des sogenannten «Rigi» vermochte uns nicht zu trösten. Wir Schweizerkinder wussten, was ein Rigi sei: Ein kühles Hochplateau mit Blick in die schimmernden Schneeberge. Hier fanden wir statt dessen ein mässig hoch gelegenes Restaurant in einer Landschaft, die diesen Namen kaum verdiente. Auch der Besuch des berühmten «Camposanto», dieser steingewordenen Ansammlung menschlichen Trennungsschmerzes, hob unsere Stimmung nicht. Marmor und schmiedeiserner Zierrat an Hunderten von Grabmälern wirkten erdrückend. Nicht immer hatte bei der Ge-

staltung guter Geschmack gewaltet. Ich erinnere mich besonders an eines, auf dem ein schwebender Engel einen befrackten Herrn, dessen Füsse den Erdboden bereits verlassen haben, mit einladender Geste gen Himmel befördert. Nach zwei Übernachtungen in Genua gingen wir an Bord des Schiffes, das uns in einer zwölfstündigen Fahrt nach Neapel brachte.

Im Frühlicht des folgenden Morgens aber tat sich nun unseren staunenden Augen die ganze Schönheit jener Landschaft auf, die nordische Völker in nie gestillter Sehnsucht die sonnigen Küsten Italiens ansteuern lässt. In zauberhaftem Duft grüsste von weitem das an seinem berühmten blauen Golf gelegene Neapel. Immer deutlicher wurden seine Konturen, immer überschaubarer die sich vom Posilipo nach Castel Sant' Elmo hügelan ziehenden Regionen der vielgliedrigen Stadt. Unser Schiff verlangsamte stetig die Fahrt. Rasselnd gingen die Ankerketten nieder.

Ein Menschengewimmel buntester Art wogte am Quai, um das Schauspiel des Ausschiffens von Passagieren und Waren zu verfolgen. In einem Bötchen hielten zwei Nonnen einen riesigen grauen Regenschirm, zur Auffangschale umfunktioniert, empor, um darin die Münzen einzusammeln, die von der Reeling unseres Schiffes herab regneten. Einige verfehlten das Ziel. Aber augenblicklich tauchten schlanke sonnengebräunte Knabenleiber danach und erschienen nach Sekunden wieder an der Oberfläche des regenbogenfarbigen Hafenwassers, um die in den Backentaschen verstaute Beute in die hohle Hand auszuspucken und einem am Unternehmen beteiligten Boot abzuliefern. Händler mit Korallen und Kameen in umgehängten Holzkästen kletterten wie die Affen an Stricken hoch, erwartet von einem oben postierten Matrosen, der, ein Tauende in der Hand, die ungebetenen Besucher auf die unhöflichste Art und Weise wieder von Bord wies. Es folgte die übliche Kontrolle durch die «Capitaneria dell Porto». Der Lotse ging an Land. Endlich konnte man sich zum Ausschiffen anschicken.

Wir schauten uns die Augen aus nach Herrn Max von Orelli, den wir als Freund unserer Hausgenossen Meyer von Knonau von Zürich her bereits kannten. Er hatte zugesagt, uns in der turbulenten Szene des Ausschiffens beizustehen. Unter den vielen Unbekannten am Quai erspähten wir seine vertraute Gestalt. Wir atmeten auf. Er wurde uns zum kompetenten, liebenswürdigen Cicerone bei dieser ersten Fühlungnahme mit dem fremden Land.

Beim Wiedersehen 1900 in Neapel erinnerte nicht mehr viel an den einstigen lustigen Studiosus von Orelli, es sei denn sein köstlicher, entwaffnender Humor, der mancher heiklen Situation die Spitze nahm. Schon zeichnete sich in seiner reich begabten Persönlichkeit der Beginn einer Karriere ab, die ihn von Erfolg zu Erfolg führte und in segensreichem Wirken schliesslich zur Schlüsselfigur der Schweizerkolonie Neapels werden liess. Damals, im Jahr 1900, hatte er bereits geschäftlich und gesellschaftlich auf neapolitanischem Boden Fuss gefasst. Im Kreis der schweizerischen und deutschen Industriellen spielte der gewandte junge Mann bald eine gewichtige Rolle, die an Umfang und Bedeutung noch zunahm, als er sich 1900 mit Emmy Kellner verheiratete, die mütterlicherseits dem Hause Aselmeyer entstammte. Mit der Verlobung trat von Orelli in die Firma Aselmeyer und Pfister ein und arbeitete sich dank seiner Tüchtigkeit bis zum Geranten des Unternehmens empor. Allgemein geachtet, verehrt und geliebt, ist ihm trotz seiner grossen Qualitäten die Bitternis von Angriffen und Verleumdungen nicht erspart geblieben, die ein Ausländer in Ausnahmesituationen wie Krieg gewärtigen muss. Er wurde vorübergehend im Gefängnis von Aracoeli in Rom interniert. Während seiner 1 1/2 Monate währenden Haft wurde ihm nicht einmal der Trost seiner Geige zugestanden, die er, ein hochtalentierter Amateur, meisterhaft spielte. Wie mag er in den langsam hinschleichenden Stunden wehmutsvoll der Kammermusikabende in seinem kultivierten Heim in Neapel gedacht haben, in dem selbst das Adolf Busch-Quartett konzertiert hatte. Endlich erfolgte, durch die Intervention des schweizerischen Konsuls Wagnière und des dänischen Gesandten Oldenburg die Freilassung und völlige Rehabilitierung des Inhaftierten, den der König von Italien in Würdigung seiner grossen Verdienste in Industrie, Kultur und auf sozialem Gebiet zum «Commendatore della Corona d'Italia» ernannte.

Mit seiner Erfahrung in süd-italienischen Gepflogenheiten meisterte unser gütiger Cicerone die Situation mit lächelnder Gelassenheit. Unsere kleine Reisegesellschaft wurde samt dem zahlreichen Handgepäck auf verschiedene Pferdedroschken verteilt. Ein Segeltuchetui, das Mutters Schirmsortiment enthielt, fand nur noch Platz in einem aufgeklappten Wagenverdeck. Ob diesem erschien unversehens das Lausbubengesicht eines Gassenjungen, der das Objekt mit geschultem Griff zuhanden nahm. Der Kutscher sprang vom Bock und verfolgte den Delinquenten, dem er die Beute nach wilder Jagd wieder entriss.

Darauf zerschlug er in einer Strafaktion Mutters zerbrechliche Sonnenschirmchen und «En-tous-cas» auf dem gekrümmten Rücken des Missetäters. Wir waren froh, als wir im «Grand Hôtel Hauser», das unter Schweizerleitung stand, ankamen und, für eine Woche geborgen, die vorbestellten Zimmer beziehen konnten.

Dann fand man sich im Speisesaal zur ersten, typisch italienischen Mahlzeit ein. Als ersten Gang gab es ein uns unbekanntes Mehlgericht. Man mutmasste, was es sein könnte. Darauf beugte sich der junge Kellner, der es in der Korrektheit seines Métiers schweigend serviert hatte, zu Mutters Ohr nieder und sagte leise: «Es sind en Art Chnöpfli». Heimatliche Laute, die uns die Fremde weniger fremd erscheinen liessen. Der Sprecher war ein Landsmann, der im Grand Hôtel seine Lehre machte.

Der einwöchige Aufenthalt in Neapel bot, bis zur geplanten Überfahrt nach Messina, viel Interessantes und Angenehmes. Im Schoss der Fremdenkolonie wurden wir herzlich aufgenommen. So waren wir beispielsweise im landschaftlich prachtvollen Gut der Familie Meuricoffre, die «Villa Fiorita» in Capodimonte, eingeladen. Entzückt durfte ich dort in einem, von zwei weissen Geissböcken gezogenen Korbwägelchen über die feinsandigen Parkwege kutschieren, während sich die erwachsenen Gäste bei leichten Erfrischungen lebhaft unterhielten. Für uns besonders sympathisch war als wertvolle Kontaktperson zu dem uns meist noch fremden Kreis Herr Max von Orelli mit seiner liebenswürdigen Braut, Fräulein Emmy Kellner zugegen. Prominenteste Besucher jenes Nachmittags in der «Villa Fiorita» waren Professor Anton Dohrn, Gründer des weltberühmten Aquariums, und seine Gattin, eine gebürtige Polin.

Die Fremdenkolonie Neapels, die sich aus den verschiedensten Nationen rekrutierte, war eine der grössten Süditaliens, wenn nicht die bedeutendste. Ein besonders wichtiges Kontingent stellten dabei die Schweizer. Auch unsere Gastgeber Meuricoffre waren schweizerischer Herkunft. Sie stammten von einem Weiler Mörikon bei Sirnach und waren in Frauenfeld verbürgert. Ein Johann Georg Mörikofer wanderte nach Lyon aus, der sich als Kaufmann niederliess und seinen Namen zur Erleichterung im Verkehr mit den Franzosen in «Meuricoffre» umwandelte. Sein zweitjüngster Sohn zog nach Neapel, wo er ein Handels- und Bankhaus gründete, das in der Folge zu europäischem Ruf gelangte. Ganz besonders aber waren es Textil-

firmen, welche die industrielle Erschliessung des unterentwickelten Süd-Italiens eingeleitet und zum Erfolg geführt hatten. Unter diesen ist die Firma Aselmeyer, Pfister & Co., der die Gattin von Max von Orelli-Kellner mütterlicherseits entstammte, zu nennen. Dann vor allem das Grossunternehmen der Familien Schlaepfer und Wenner in Fratte di Salerno. Es ist unter dem Titel «Cotonifici riuniti di Salerno-Napoli» ebenfalls dem industriellen Bereich Neapels zuzurechnen. Unsere Mutter war mit der dritten Frau von Herrn Carlo Schlaepfer befreundet und hatte durch sie später Gelegenheit, den interessanten Komplex der Cotonifici riuniti di Salerno-Napoli kennenzulernen. Diese hatte sich zu einer kleinen Stadt mit Verwaltung, Schulen und Spitälern ausgewachsen. Allerdings war man stets bedroht von Brigantentum, wie das dramatische Erlebnis des jungen Fabrikherrn Wenner zeigt, der in einer Winternacht entführt und nach monatelanger Gefangenschaft gegen ein enormes Lösegeld durch den Brigantenchef Manzo wieder freigelassen wurde.

Das Zoologische Institut Dohrn, diese «Cella europäischer Kultur», war damals der grosse zentrale Brennpunkt Neapels, in dem sich Wissenschaftler und Gelehrte aus aller Welt trafen. Vater hat mir erzählt, dass der in Aussicht genommene Standort für das Aquarium – der fischreichen Meerenge wegen – ursprünglich Messina gewesen sei. Aber die kurzsichtige Stadtverwaltung verpasste diese Sternstunde, indem sie das Terrain für den Bau nicht zur Verfügung stellen wollte. So kam Neapel zum Zug. Wir Kinder durften bei dem einwöchigen Aufenthalt in Neapel das Aquarium besuchen. Fasziniert von den wunderbaren Geschöpfen einer uns unbekannten Seetierwelt wanderten wir der Reihe dieser Behälter entlang. Nur die Muränen begrüsste ich wie alte Bekannte: Professor Meyer von Knonau, unser hochgelehrter Hausgenosse in Zürich, hatte mir kleinen Besucherin seines Studierzimmers von ihrer Existenz im alten Rom erzählt. Nun war es eine Genugtuung, vor den Geschwistern mit dieser Weisheit prahlen zu können. Sehr klein und ängstlich aber fühlte ich mich beim Besuch der Aschenstadt Pompeij mit dem Hintergrund des unheilschwangeren, finsteren Vesuv. Ich wollte nicht jede Besichtigung der inzwischen wieder hergestellten Villen mitmachen und setzte mich dann – im Einverständnis mit den Trägern – auf die rotsamtnen Kissen der Sänfte, die eine wenig marschtüchtige Engländerin für die weitläufige Tour gemietet hatte. An den Besuch des Museums erinnere ich mich jedoch deutlich. Figuren, die man bei den Grabungen

durch das Ausgiessen aufgefundener Hohlräume in der verhärteten Aschenschicht im Augenblick ihres qualvollen Erstickungstodes rekonstruiert hatte, beeindruckten mich tief. So ein Mann, der nach der Geldbörse an seinem Gürtel greift, eine Frau, welche das Gewand über ihr Gesicht zieht, und ein Hund, der die Lefzen in einem letzten verzweifelten Schrei öffnet und sich ringförmig zusammenkrümmt.

Neapel war damals ein bedeutender Stützpunkt europäischer Kultur. Rückblickend will mir scheinen, es sei der letzte gegen Afrika vorgeschobene Pfeiler vertrauter kontinentaler Lebensformen gewesen. Was weiter südlich lag, war in mancher Hinsicht schon dem schwarzen Kontinent zuzurechnen.

Es kam der Tag der Abreise von Neapel nach Sizilien. Das Boot «Vincenzo Florio» war weniger gross und komfortabel als dasjenige, mit dem wir die Überfahrt von Genua nach Neapel gemacht hatten. Der Seegang war in der Nacht deutlich zu spüren. Bruder Adolf schlief in der Koje über mir und schaute durch das Bullauge aufs Wasser hinaus, dessen Oberfläche in einem zauberhaft irisierenden Licht strahlte. «Das Meeresleuchten», rief er und riss die Luke auf. Aber schon schwappte eine Welle herein und übergoss den jungen Naturforscher mit einem Sturzbach von Salzwasser. Wie ein begossener Pudel sass er auf seinem Lager. Noch höre ich das Fluchen des Stewards, das Jammern der Stewardess, die das völlig durchnässte Bettzeug entfernen und trockenes herbeischaffen musste.

Im Morgengrauen kamen die äolischen Inseln in Sicht. Der Aschenkegel des Stromboli – einer der wenigen noch tätigen Vulkane der Gruppe – spie Feuer und erhellte mit seinem Widerschein den bleiern lastenden Himmel des anbrechenden Scirocco-Tags. Wir kreuzten in beeindruckender Nähe an seiner steilen Ostflanke vorbei, über die sich vom Kraterrand herab ein breiter Lavastrom wälzte und zischend ins Meer ergoss. Fontänen aufgewühlten Wassers schossen empor. Dämpfe ballten sich zu bizarren Bildern und Formen, die alsbald von der glühenden Lavamasse mit den ockerfarbenen, schwefelgelben und violétten Einsprengseln verflüssigten Gesteins verdunstet und aufgesogen wurden. Kein Wunder, dass Kreuzfahrer hier die Eingangspforte zur Hölle vermuteten. Die Flanken unseres Schiffs bebten wie die eines aufgescheuchten Tiers, das den Jäger auf seiner Fährte spürt und das Heil in eiliger Flucht sucht. Dem Bannkreis des Strom-

boli mit seiner urweltlichen Vision von Schlacke und Feuer entronnen, hielten wir Kurs auf die Insel Lipari zu, deren Bimssteinablagerungen aus der Ferne Schnee vortäuschten. Ein Vergleich mit der Heimat drängte sich auf: dort auf granitenem Sockel der schimmernde Firnkranz der Alpen, hier eine unstabile Vulkanlandschaft über brodelnder Tiefe. Welch dunkle Schicksalsmacht hatte uns zu diesem Tausch bewogen? Mutter, verunsichert, richtete angstvolle Blicke auf das ungewohnte Bild, bemüht, darin irgendeine verlässliche Stelle zu entdecken. Vergebens! Eine fremde Welt hatte von uns Besitz ergriffen, ihr waren wir fortan ausgeliefert in ihrer ganzen Andersartigkeit und mit allen Gefahren, die sie für uns bereit halten mochte. Das finstere Reich des Aeolus, «Heimat der Winde» benannt, fiel hinter uns zurück. Wir umfuhren die äusserste Fussspitze des italienischen Stiefels und liefen durch die schmale Passage zwischen Kalabrien und Sizilien in die beide Ufer trennende Meerenge ein.

Nachdem wir die Nordspitze Siziliens umschifft hatten, kam Messina in Sicht. Das Hinterland war kahl und von wüstgelber Farbe. Erst gegen die Bergkette der Madonien zeigte sich die Landschaft durch ihre auf etwa tausend Meter hoch gelegenen Waldungen in einem für das Auge tröstlichen Grün. Es war ein grauer, durch seine dumpfe Schwüle lastender Scirocco-Tag, mit dem uns die neue Heimat empfing. Noch bevor wir den Fuss an Land gesetzt hatten, wurde mir, der auf der Überfahrt von Seekrankheit verschont Gebliebenen, sterbensübel. Rückblickend mutet mich dieses «malaise» angesichts der Stadt Messina an wie eine geheime – wer weiss von woher empfangene – Warnung vor dem Betreten des erdbebengefährdeten Bodens Siziliens. Doch bald hatte ich die leichte Störung meines Gleichgewichts überwunden. Die Begrüssung mit den Verwandten, die zu unserem Empfang erschienen waren, nahm meine Aufmerksamkeit voll und ganz in Anspruch. Die kleine Gruppe am Quai bestand aus Vaters Brüdern Carl und Willy und einem entfernten Vetter, Ernst Tobler. Er war über die gemeinsamen Vorfahren Gonzenbach, St. Gallen, mit Vater verwandt. Mit Kennerblick konstatierte er, dass ich «in diese Sippe gleiche».

Der Quai, auf den wir unseren Fuss setzten, war zu jener Zeit schon mit den ebenmässigen rechteckigen Lavaplatten gepflastert, welche sich die Regierung von Messina vom Abhang des Ätna beschafft hatte. Das war zu Vaters Kinder- und Jugendzeit nicht der Fall gewesen. Damals waren Hafenquai und -plätze zeitweise Sumpf oder Staubwüste, deren Überquerung mit Schwierigkeiten verbunden

war. Immerhin hatten es ambulante Zahnreisser möglich gemacht, ihre Praxis dort zu installieren. Sie bestand in einem Kastenwagen, in dem der «Behandlungsraum» untergebracht war. Auf dem Dach eines zweiten, ähnlichen Wagens thronte eine Blechmusik, bestehend aus Trompete, Fagott und Basstuba, die auf den Wink eines Verbindungsmannes hin beim Höhepunkt der Behandlung der Extraktion einen Tusch intonierte, der das Wehgeschrei des Opfers übertönte. So wurden potentielle Patienten nicht abgeschreckt von der furchterregenden Prozedur. Überbleibsel aus jener Zeit, die ich selbst erlebt habe, waren die ambulanten Schreiber, die sich vor niedrigen Pulten an günstigen Standorten niedergelassen hatten und mit einem Gänsekiel für die abwesenden Familienmitglieder der Bevölkerung Briefe nach Diktat schrieben – sicher ein Relikt aus alten Zeiten. Diese in ihre vielfarbigen kaftanähnlichen Gewänder gehüllten Figuren, meist mit blauer Brille und schütterem Bart, hätten Tausendundeinernacht entstammen können.

Verstaut in mehrere «Carrozzelle» fuhren wir nach dem dreistöckigen Wohnhaus unserer Verwandten an der Via San Martino und standen bald, ein Trüppchen von Emigranten, vor den hochpolierten Wohnungstüren mit den glänzenden Messingschildchen, welche die Namen Carl und Willy Sarauw trugen. Bei ihnen sollten wir wohnen, bis die Eisenbahnwagen mit dem Umzugsgut aus der Schweiz angekommen sein würden.

2. Das neue Domizil

Der Lebensstil in der Familie Carl Sarauw war für unsere Mutter und uns Kinder ungewohnt. Die Hausfrau, Tante Deidamia, geb. Heartt, stammte aus den Südstaaten der USA. An viele Dienerschaft gewöhnt, hatte sie ihrem Haushalt in Messina einen ähnlichen Zuschnitt gegeben. Die Equipe der Hilfskräfte bezifferte sich – den Portier Peppino nicht eingerechnet – auf fünf: der Hausbursche Cosimo, dem die Wartung der Kaminfeuer und das Putzen der marmornen Fussböden oblag; dann ging es die Leiter aufwärts über den Koch

zum weissbehandschuhten Diener Angelo mit dem glattrasierten Schauspielergesicht, der – wie man wusste – zwischen Speisezimmer und Küche von den Platten mauserte; an weiblicher Bedienung gab es das im Dienst ergraute, ehemalige Kindermädchen unserer nunmehr erwachsenen Cousinen Gertrud und Clara, Donna Ciccia; sie durfte sich, dank ihrer «Anciennität», manche Freiheit erlauben, so z. B. wenn sie ihren, im übrigen heissgeliebten und bewunderten, Ziehtöchtern, eine überbordende Schublade auf den Fussboden kippte, mit der Aufforderung, nun sollen sie selbst darin Ordnung schaffen; überdies versah den Zimmerdienst noch die mollige Grazia mit den lustigen Wangengrübchen, und an einem Fenster gegen den Lichthof sassen tagtäglich die Näherinnen Rosaria und Lia, um Haushaltwäsche und Garderobe der Familie instand zu halten.

Die Erziehung unserer jüngsten, mit Schwester Gerty gleichaltrigen Cousine Christina war der Schweizerin, Fräulein Sophie Mohr, anvertraut. Sie stammte aus der Senter-Adelsfamilie von Mohr im Unterengadin. Wir Kinder waren durch das unregelmässige Leben während unserer Umsiedlung etwas ausser Rand und Band geraten, und Fräulein Mohr gab sich redlich Mühe, unserm Übermut Zügel anzulegen. Es nützte nicht viel. Wir erlaubten uns hinter dem Rücken der Erwachsenen allerlei Schabernack, so dass ich befürchte, unsere Gegenwart sei für die Gastgeber nicht eitel Freude gewesen. Eine besondere Belustigung bestand darin, dass wir bei Ausfahrten mit Christinas kleinem «Char-à-banc», gezogen vom sardinischen Eselchen Totò, den Portier Peppino auf dem Bock, aus Hosen- und Manteltaschen vom Dessert abgezweigte Süssigkeiten auf die Strasse warfen. Dann hatten wir alsbald einen Schweif johlender Gassenjungen hinter uns her, die sich um die Beute balgten und kaum mehr abzuschütteln waren. Unsere Gastgeber müssen aufgeatmet haben, als der Möbeltransport aus der Schweiz eintraf, und wir in der über der Stadt gelegenen Villa Borzì, die Vater gemietet hatte, einziehen konnten.

Es war ein schwieriges Unternehmen. In Messina gab es weder eine Speditionsfirma noch entsprechend geschultes Personal. Die Möbel mussten aus den Eisenbahnwagen auf Ochsenkarren verladen und so vor das Haus gefahren werden. Dort transportierten sie Magaziniers aus dem Exporthaus Ferdinand Baller mühevoll ins Haus. Das schlimmste Stück war das Klavier. Nur meterweise vermochten es die keuchenden, schwitzenden Männer vorwärts zu bewegen. Ein Kapuziner in strickumgürteter brauner Kutte hatte sich eingefunden, der

hinterher ging und bei jedem Ruck mit erhobener Hand rief: «Al nome di Dio!» Zum Schluss schüttelte er ein hölzernes Kässeli, in dem ein paar Soldi klapperten, um sich seinen Segen in bar bezahlen zu lassen.

All diesen Problemen wäre unsere, des Italienischen noch unkundige Mutter nicht gewachsen gewesen, hätte sich nicht ein rettender Engel auf diesem häuslichen Schlachtfeld eingefunden, unsere, in der Nachbarschaft wohnende Cousine, Clara Tobler. Sie war es, die mit dem inzwischen eingestellten Gärtner und dem Koch verhandelte, sie dirigierte die Handwerker, die Schreiner und die Tapezierer, die noch allerlei fertig zu stellen hatten. Endlich war das Ganze zur Zufriedenheit unserer Eltern ausgefallen und das normale tägliche Leben in der Villa Borzì konnte seinen Anfang nehmen.

Dieser Neubeginn war überschattet von Leid. Gegen Ende unseres Zwischenhalts bei den Verwandten hatten wir unsern Jüngsten, den elf Monate alten Gerold, durch den Tod verloren. Der zarte Kleine hatte sich auf der Reise erkältet und war in der Folge von einer Lungenentzündung hingerafft worden.

Am Morgen nach seinem Tod wurden wir Geschwister ins Schlafzimmer geführt, um dem Brüderchen, das friedlich in seinem Bettchen lag, ein letztes Mal Lebewohl zuzuwinken. Im Blickwinkel dazu hatte ein junger Maler, der zufällig im Haus war, um unsere Cousinen Gertrud und Clara zu porträrieren, seine Staffelei aufgestellt. Er malte, uns zur Erinnerung, den kleinen Schläfer naturgetreu, nur dass er seiner Marmorblässe die Farben des Lebens zurückgab. Am nächsten Tag wurde der kleine Verstorbene durch den evangelischen Geistlichen der deutschen Kolonie, Pastor Pochhammer, im grossen Salon von Onkel Carls Wohnung abgedankt. Noch kann ich mich des Losungswortes, das er seiner kurzen Predigt zugrunde legte, entsinnen: «Weinet nicht, das Kind ist nicht gestorben, es schläft nur». Wie sollte ich dies verstehen? Stand doch das blumenbedeckte Särglein des toten Brüderchens mitten im Raum, weinte doch unsere arme Mutter fassungslos, als man ihr Söhnlein hinaustrug, um es auf dem Fremden-Friedhof von San Raineri, wo schon eine Reihe früh verstorbener Geschwister unseres Vaters begraben waren, beizusetzen. Das Gelände, auf dem die Toten der Fremdenkolonie ihre letzte Ruhestätte hatten, lag dem Stadtzentrum entfernt auf der sichelförmigen Halbinsel, die den Hafen von Messina von der Meerenge trennt. Die Reihe der Gräber mit den deutschen, englischen, französischen und

dänischen Namen dehnte sich zu Füssen des Leuchtturms, dessen blitzende Lichtsignale im Rhythmus eines pochenden Herzschlags den durchfahrenden Schiffen die nächtliche Passage zwischen Scilla und Charybdis erhellten. Tagsüber war sein Feuer erloschen. Stumm stand der massige Bau auf seinem Sockel. Das Geräusch der betriebsamen Stadt und der verkehrsreichen Küstenstrasse drang nur gedämpft herüber. Kein Laut brach dieses Schweigen, es sei denn der klagende Schrei eines vorüberrauschenden Zugvogels, der die nachfolgende Stille nur umso grenzenloser erscheinen liess. Ein lauer Wind wehte vom Meer her und häufte mit seinem urweltlichen Atem Sand auf die Kindergräber, die alle unsern Namen trugen: die alten, langsam verwitternden und das neue unseres Brüderchens, dessen kurzes Leben im fremden Land nur wenige Wochen gewährt hatte.

Im Laufe der Jahre besuchten wir diese Stätte des Gedenkens mit unseren Eltern oft. Nach kurzer Einkehr auf dem Friedhof, wo Vergänglichkeit und Tod das letzte Wort hatten, wandten wir uns dem hellen Strand zu, um den vorbeifahrenden Schiffen zuzuwinken, deren Identität nach Flagge, Aufbau und den charakteristischen, bunt bemalten Kaminen zu erkennen wir gelernt hatten. Dazwischen fahndeten wir nach hübschen Muscheln und seltenem Meergetier, wie zartfarbigen glocken- und bänderartigen Quallen, die sich – mit einem Stock aufgefischt – alsbald in lauteres Wasser auflösten. Als dauerhafter erwies sich eine hauchdünne, feingerippte weisse Nautilus-Schnecke, die von Bruder Adolf sorgsam aufgehoben und nach Hause getragen wurde – ein neues Stück für sein Naturalienkabinett.

In jenem ersten in Messina verlebten Sommer erkrankte ich am sogenannten Maltafieber. Es ist dies eine typhusähnliche Darminfektion, die, von Fieberschüben begleitet, die Kräfte des Patienten unaufhaltsam aufzehrt. Es war kein Wunder, dass ich davon befallen wurde. Man hatte mir, die ich von der Schweiz her an Milch gewöhnt war, aus einer Geissenherde, welche allmorgendlich am Haus vorbei zum Grasen ins nahe Hügelgelände getrieben wurde, eine weisse Ziege gemietet, die ein Hüterjunge im Hinterhof des Hauses molk. Man liess ihn vorher vorsorglich die Hände in warmem Seifenwasser waschen, um tunlichst Infektionen zu vermeiden. Was man aber nicht wusste, war, dass er in der hohlen Hand ein mit schmutzigem Wasser getränktes Schwämmchen verbarg, das er beim Melken ausdrückte, um damit die Milch zu strecken. Vom heimtückischen Malta-Bazillus angesteckt, lag ich immer wieder fiebernd darnieder. Dann liess ich die

Blicke über die in pompejanischem Rot getönte Zimmerdecke schweifen, an deren Wölbung ein Fries mit antiken Fabelwesen verlief: Mänaden, Lemuren und – besonders beängstigend – Harpyen mit Frauenköpfen und vollbusigem Oberleib, in der untern Körperhälfte jedoch Raubvögel, deren spitze Krallen nach einem zu greifen schienen.

Obwohl ich nun, einem weiblichen Suppenkaspar gleich, immer mehr dahinschwand, wollte Vater nicht wahrhaben, dass mir etwas Ernstliches fehle. Wie hätte jemand in seiner Geburtsstadt Messina, in der er sich selbst so wohl fühlte, erkranken sollen? Mutter mit ihrem durch erlittenes Leid geschärften Blick sah klarer. Und als ihr eine Dame aus der deutschen Kolonie sagte, wenn sie mich nicht unverzüglich aus dem subtropischen Klima Siziliens in kühlere Bergregionen schicke, gehe ich hier zugrunde, handelte sie. Die Familie von Vaters ältestem Bruder Carl war eben im Begriff, die Reise nach der Schweiz anzutreten, um die heisseste Zeit des Messineser-Sommers in St. Moritz zu verbringen. Diesen Verwandten durfte ich mich, begleitet von meinem getreuen Kindermädchen, der Badenserin Lina Buchmeier aus Kluftern am Bodensee, anschliessen. Es kam die erste Trennung von Eltern und Geschwistern in meinem Leben. Sie fiel mir bitter schwer. Noch heute sehe ich mich am Heck des auslaufenden Schiffes stehen und durch einen Tränenschleier nach den vertrauten Gestalten am Pier blicken, die klein und kleiner wurden, bis sie mir völlig entschwanden. – Die Reise ging vorerst übers Meer bis Genua. Dann per Bahn und Postauto auf getrennten Routen nach St. Moritz und Parpan, wo ich bei meiner Patin, Tante Anny Sarauw-Steinfels zu einem Erholungsaufenthalt erwartet wurde. Langsam erstarkten meine darniederliegenden Lebensgeister wieder und ich wurde gesund. Bald war ich soweit hergestellt, dass nach den ersten reinigenden Herbstregen auf Sizilien an die Rückkehr nach Messina gedacht werden konnte.

Dort war inzwischen die aus verschiedenen Bewerberinnen ausgewählte Erzieherin, der unsere Schulbildung anvertraut werden sollte, eingetroffen: Fräulein Marie Bennhold aus Breslau. Sie entstammte einer Familie bedeutender Juristen und Ärzte. Im Besitz des Reifezeugnisses, war sie in der Lage, Bruder Adolf in den Fächern Latein und Mathematik bis zur dritten Gymnasialklasse zu unterrichten, ein Umstand, der vermutlich unsere Eltern bewogen hatte, sie für die kommenden Jahre zu verpflichten. Von preussischer Strenge und doch von einer verkappten Güte, die sie unter ihrem forschen Wesen

tarnte, nahm sie uns drei Schüler verschiedenen Alters in die Hand. Als Erster kam frühmorgens Bruder Adolf an die Reihe, dessen Deklinieren lateinischer Wörter mit: «Vir-viri-virum» laut aus dem Schulzimmer ertönte. Unterdessen übte Schwester Gerty im Salon ihre Tonleitern, und ich musste – aus pädagogischen Gründen (denn genügend Hilfskräfte waren vorhanden) – beim Abräumen des Frühstückstisches helfen. Sorgsam trug ich das Plättchen mit der eingesalzenen dänischen Butter, die goldfarbene Orangenmarmelade und den rotrindigen Edamerkäse ins Office. Um neun Uhr mussten Gerty und ich im Schulzimmer im oberen Stockwerk des Hauses antreten, wo nun meine Geschwister gemeinsam in Sprache, Geschichte und Geographie unterrichtet wurden, während ich als ABC-Schützlein Buchstaben malte. So vortrefflich auch der Unterricht seitens Fräulein Bennholds war, es fehlte ihm eine wichtige Komponente: die Turnstunden. Diesem Manko beschloss Vater durch eine in Sizilien traditionsreiche, hoch angesehene Sportart zu begegnen: durch Fechtstunden. Es wurde ein Lehrer namens Maestro Munagò engagiert, der zweimal wöchentlich erschien und uns in die Kur nahm. Vor seinem Erscheinen legte der Gärtner Vincenzo einen in drei Sektoren zerlegten Holzboden über die ganze Länge des Esszimmers aus, auf dem der Kampf ausgetragen wurde. – Unsere Ausrüstung bestand nebst Turnschuhen in weissen, wattierten Jäckchen mit Stehkragen, einem Wildlederhandschuh mit Stulpe, dem Fleuret und einer vergitterten schwarzen Gesichtsmaske. Jeder Waffengang begann mit einem Zeremoniell: die Füsse angewinkelt, die Maske unter dem linken Arm grüsste man mit dem aus vertikaler Lage sich senkenden Fleuret zuerst den Gegner, dann nach links die Sekundanten, dann nach rechts das Publikum. Erst dann durfte man mit zwei leicht federnden Schritten in Kampf-Positur gehen. Und nun begann das Duell mit Angriff und Abwehr, mit Vorstoss und Rückzug, der «Doppio salto in dietro» hiess. Der Kampf endete unausweichlich mit dem Sieg des Fechtmeisters, der in einem leichten Stoss seiner durch ein Lederknöpfchen ungefährlich gemachten Fleuret-Spitze gegen unsere kindliche Brust und dem Ruf: «Toccato!» bestand. Toccato – doch in der ritterlichen Art sizilianischer Fechtkunst, die auch dem ehrenvoll Unterlegenen eine letzte Würde lässt. Als meine Geschwister, eins nach dem andern, zu ihrer weitern Ausbildung Messina verliessen, schliefen die Fechtstunden ein. Wir verloren unseren Lehrer aus den Augen. Und doch hatte die Bekanntschaft mit ihm ein Nachspiel. Als Vater nach dem grossen Erdbeben vom 28. Dezember 1908 zwei Tage später durch

die in Schutt liegende Stadt ging, wurde eben an einer Stelle, die er passierte, ein Überlebender aus den Trümmern geborgen. Der Mann war über und über mit Mörtelstaub bedeckt, das Gesicht zur weissen Clownmaske entstellt. Vater kannte ihn nicht. Doch seine intensiv blauen Augen, wie sie in Sizilien Abkömmlingen der Normannen eigen sind, und die auch als besonderes Merkmal die gutgeschnittenen Züge unseres Fechtmeisters ausgezeichnet hatten, liessen ihn stillstehen. «Maestro Munagò!» rief er aus. «Si, sono io», kam die Antwort. Vater trat herzu und fragte, was er für ihn tun könne. Doch der tapfere Mann sagte, nun sei er gerettet und wolle wieder selber für sich einstehen.

In jenen ersten, in Messina verlebten Wintern durfte ich nebst dem Fechtunterricht auch Tanzstunden nehmen. Sie wurden von einem emeritierten Balletmeister der Oper erteilt, der den seinem Beruf wenig adäquaten Namen Barile hatte. Die Stunden bestanden im grossen und ganzen darin, dass Signor Barile seine Eleven zum Klang eines scheppernden, verstimmten Klaviers händeklatschend im Kreis herum jagte. Wir waren meist kleine Mädchen, doch erinnere ich mich auch an einen hübschen Knaben, Spross der Adelsfamilie Ruffi di Calabria, der in langen weissen Hosen und schwarzen Lackschuhen mitwalzte.

Dazu kam noch Violinunterricht. Ich genoss ihn beim Kapellmeister des Opernensembles, einem Signor Rossomanno. Er führte im übrigen seine Aszendenz auf die Hohenstaufen zurück, unter denen einer seiner Ahnen Dienst tat.

Wenn wir nach der Weihnachtsfeier bei unseren Verwandten heimwärts wanderten, kamen wir am festlich erleuchteten Dom vorbei, in den wir noch kurz einkehrten. Dort wirkte mein Maestro in der Mitternachtsmesse mit, und der wundervolle Ton seiner Gagliano-Geige entzückte mein Ohr. Später hat man vergeblich in den Trümmern seines Hauses nach dem seltenen Instrument gesucht.

Die Winter waren für die Einwohner Siziliens eine unbehagliche Jahreszeit. Häufige Regenfälle sättigten die Luft mit Feuchtigkeit, zudem war es draussen wärmer als drinnen in den Häusern, was den Mangel ihrer Heizbarkeit besonders ins Gewicht fallen liess. Bei uns war die einzige Wärmequelle ein Petrolöfchen im Schulzimmer, in dessen karger Wärme Fräulein Bennhold ihre von Frostbeulen befallenen Hände rieb. Ausserdem gab es in der Küche noch Luigis grossen

französischen Kohlenherd, dessen Ausstrahlung jedoch kaum durch verschiedene Gänge bis ins Treppenhaus gelangen konnte. In einheimischen Familien bediente man sich der sogenannten «Bracciere», schön gearbeitete Metallbecken aus Kupfer und Messing, die auf einem eisernen Dreibein nach antikem Muster ruhten. Um dieses sass man im Kreise, wobei die Erwärmung nur einseitig blieb. Im Volk versuchte man dem Problem auf andere Weise zu Leibe zu rücken. Da gab es zur Erwärmung des grossen Doppelbettes, Prunkstück jeder Einrichtung, metallene Pfannen mit durchlöchertem Deckel, die an einer langen Eisenstange zwischen die Leintücher geschoben wurden. Wer nach einem elend durchfrorenen und dennoch durch Arbeit mühevollen Tag in die trockene Wärme dieser Geborgenheit schlüpfen konnte, hätte sie mit keinem fürstlichen Lager vertauscht.

Zum Charakteristikum jener klimatisch ungünstigen sizilianischen Winter gehörten auch die sintflutartigen Regengüsse, von Stürmen begleitet, welche die Region der Meerenge von Messina heimsuchten. An solchen Tagen brach der Verkehr zusammen. Es gab keine Verbindung mehr von Stadtteil zu Stadtteil: die Flussläufe, welche die Stadt vom Hügelgelände zum Meer durchzogen, fiumare genannt, schwollen zu reissenden Strömen an, die, Geschiebe und Geröll mit sich führend, sich ins Meer ergossen. Man erzählte sich schaudernd, dass ein Reisender, der auf der Fahrt zum Bahnhof die Durchquerung der untersten Senke einer solchen fiumare erzwungen hatte, von den Fluten samt Carrozzella, Kutscher und Pferd auf Nimmerwiedersehen ins Meer geschwemmt worden sei. Auch bis zu uns hinauf war das Tosen und Brüllen des Torrente Boccetta, der am Fusse des Hügels, wo wir wohnten, verlief, vernehmlich. Wenn die Wasser die Steinbrocken gegen die einfassenden Mauern der Boccetta schleuderten, tönte es wie Geschützdonner. Ich war beeindruckt und bat inständig, man möchte mir das Schauspiel aus der Nähe zeigen. Schliesslich gab man meinem Drängen nach. Man setzte mich rittlings auf die breiten Schultern des Gärtners Vincenzo, an dessen drahtiger brauner Lokkenpracht ich mich mit beiden Händen festhielt. Donna Maria, Vincenzos Mutter, hielt einen grossen grauen «En-tout-cas» über unsere Köpfe gespannt, denn noch immer tropfte es aus den Schleusen des Himmels. So lief sie barfuss neben uns her, als der Abstieg unternommen wurde. Unten angekommen, bot sich uns ein grandioses Bild. Angeschwollen, lehmgelb wälzte der Fluss Erdmassen und entwurzelte Pflanzen mit sich dahin. Als meine Neugier befriedigt war, kehrte ich auf den Schultern Vincenzos zurück.

Für Vater verbot sich jeder Versuch, an solchen Tagen sein Kontor zu erreichen. Man vertrieb sich die Zeit tunlichst mit Gesprächen und Lesen der altbackenen Post der letzten Tage. Denn die normale Verbindung mit dem Festland war in Frage gestellt. Kein Ferry-boat kursierte zwischen Messina und Villa San Giovanni, der Endstation der Bahnlinie Neapel–Messina. Die Post blieb aus, ebenso die Briefe aus der Heimat, die sehnlich erwartete «Freitags-Zeitung», die uns sonst regelmässig, wenn auch mit Verspätung, erreichte. Wer konnte, blieb zuhause. Erst jetzt fühlten wir uns so richtig im Exil – die Nabelschnur mit dem zivilisierten Europa war durchschnitten. Am Abend wurde reihum aus Werken schweizerischer Schriftsteller vorgelesen, was einen heimatlichen Hauch in die fremde Umgebung zauberte. Man wanderte mit dem «Storchenäckerannelie» und seiner Mutter vom Zürcheroberland nach der Stadt und begegnete auf dem Weg der alkoholsüchtigen «Bränzbabe». Man erwärmte sich für das Schicksal des Herrn Vikari und freute sich an der Bekanntschaft der Meis'schen Gattinnen mit ihren Wappen am Haus des Erggel zum Steihaus, der Pilgeri, Myrsal und wie sie alle hiessen. Dann ging man, begleitet von den letzten Ausläufern des Unwetters, zur Ruhe. Andern Tags schaute der Himmel so unschuldig blau durchs Fenster, als wüsste er nichts von der überstandenen Heimsuchung.

Weihnachten nahte – auch dieses Fest so ganz verschieden vom gemütvollen deutsch-schweizerischen mit Tannenbaum, Tirggeln und Kerzenzauber. Grossmama Steinfels hatte uns zwar ein kleines Rottännchen geschickt. Es war wohlverpackt in einem Jutesack, in zwei Teile zerlegt, die sich wieder zusammenfügen liessen, angekommen. Aber es war auf der langen Reise so dürr geworden, dass es alle Nadeln fallen liess und man vorsorglich einen Kübel Wasser in die Nähe stellen musste, um einen möglichen Brand zu löschen. Vater versuchte der mangelnden weihnächtlichen Stimmung abzuhelfen, indem er einen Hirten mit seinem Dudelsack kommen liess, der vor einem Transparent mit der Heiligen Familie im Stall seine bukolischen Weisen blies. Es war ein Bild von biblischer Aussagekraft, wie er, versunken in sein Spiel, dastand, während der ihn begleitende dunkellockige Knabe andächtig zum «Bambino» in der Krippe emporblickte.

Mutter konnte dem Besuch der Hirten keinen Geschmack abgewinnen. Ein Mensch mit schaffellumwickelten Füssen, worin sich womöglich Ungeziefer befand, versetzte sie in Angst und Schrecken.

Besser, die Besucher verliessen das Haus wieder, bevor sich Ungutes darin eingenistet hatte! Sie hätte unbesorgt sein können. So schneeweiss und sauber wie die «ricotta», welche in einem feingeflochtenen Körbchen, eingeschlagen in frische Blätter, mitgebracht wurde, war das derbe, weisse Leinenhemd der Hirten unter der braunen Samtjacke. Wie auch im ärmsten Haus das grosse Doppelbett im einzigen Raum blütenweiss bezogen war, selbst wenn es nur eine Hütte auf festgetretenem Lehmboden war!

Doch nach und nach mehrten sich die Anzeichen, dass die schlechte Jahreszeit dem Ende entgegenging. Sie bestanden nicht nur im milderen Licht der länger werdenden Tage und dem merklichen Temperaturanstieg, der jedes Heizungsproblem löste, sondern auch im spürbaren Walten der Flurgötter, die einen vergänglichen Flor von Feld- und Wiesenblumen um die Hügellandschaft und die Stadt breiteten. Dann war die Zeit der täglichen Spaziergänge gekommen, die wir, begleitet von unserer getreuen Lina Buchmeier, unternahmen. Wir mussten dazu die Zollschranke, bestehend aus einem doppelten Drahtverhau, durchqueren. Schon von weitem winkte uns der Beschliesser zu mit dem Ruf: «Si stoffa!», womit er unsern zürichdeutschen Kommentar «S'isch offe!» italianisierte. Die Wanderung durch die Frühlingslandschaft war zauberhaft. Das Wiedererwachen der Natur hatte schon kurz nach Neujahr mit der Mandelblüte begonnen, wobei die noch kahlen Bäume wie bräutliche Sträusse gegen den blauen Himmel standen. Leider wurde diese Stimmung öfter durch den dissonanten Knall von Flintenschüssen zerstört, womit ländliche Schützen manchen der hübschen Zugvögel herabholten. Unzählige verletzte Schwälbchen sammelten wir auf und versuchten sie durch liebevolle Pflege zu retten. Es gelang selten.

Einen völlig von den Bräuchen der Heimat abweichenden Charakter hatte die Osterzeit. Der Hauptakzent lag auf der Karfreitagsprozession, die auf spanischer Tradition fusste. Wir konnten sie vom Balkon der Wohnung von Geschäftsbekannten Vaters aus betrachten. Sie bestand in ihren Hauptpartien aus hölzernen Aufbauten, welche in überdimensionierten Figuren das Leiden Christi verkörperten. Sie wurden von Lastträgern – meistens Hafenarbeiter – durch die Strassen getragen. Diesen frommen Dienst leisteten sie im Bewusstsein, damit ein gottgefälliges Werk zu vollbringen. Die in der Regel recht turbulente Bevölkerung säumte mehrere Reihen tief lautlos den

Strassenrand. Nur wo die Szene von Christi Geisselung vorübergetragen wurde, war Schluchzen und unterdrücktes Weinen zu hören. Im übrigen war nur das rhythmische Trappeln der Lastenträger vernehmbar, welche unter der erdrückenden Bürde immer wieder den Schritt wechseln mussten. Zwischen den Bildern schritten der Hohe Klerus, die frommen Kongregationen, die Mönche, die Nonnen, die Figlie Mariae, in die Farben der Unschuld gekleidet. Am beeindrukkendsten war die Gruppe der Pest- und Cholera-Pfleger in ihren weissen Dominos, ein Tuch mit Augenschlitzen vor dem Gesicht. In der rechten Hand trugen sie eine brennende Kerze, in der linken eine Zitrone – einstmals einziges bekanntes, die Ansteckung hemmendes Mittel bei Epidemien. Der dumpfe Ton gedämpfter Trommeln und gestopfter Trompeten beschloss den Zug. Es folgten die Ostertage, die mit dem bekannten Eierverstecken an heimatliche Bräuche erinnerten.

Jeder Versuch, den Zauber der kurzen Zeitspanne zwischen Frühling und Sommer, der die sizilianische Landschaft verklärte, mit nüchternen Worten beschwören zu wollen, wäre verlorene Liebesmüh. Es bedürfte dazu der Sprache eines Giosuè Carducci, uns Gott Pan schauen zu lassen, wie er im Mittagsglast über die Höhen schreitet und die Schranke niederlegt, welche die Zivilisation zwischen uns und der beseelten Natur errichtet hat. In solch seltenen Stunden kann es dem Menschen beschieden sein, bis ins Quellgebiet seiner Existenz hinabzutauchen, um gleichsam neugeboren aus ihrer Zeitlosigkeit in die Zeit mit ihren Gegenwartsproblemen zurückzukehren.

An den Abenden jener in animalischem Wohlbehagen verträumten Tage sassen wir noch bis spät auf der Terrasse unseres Hauses, die Kühle geniessend. Beidseitig des ebenerdigen Eingangs zum Esszimmer brannten Gasflammen, die eine Schar von Insekten in ihren Lichtkreis lockten. Doch bereits hatten die fahlgelben Nachteidechsen, Gecco genannt, die glatte Hauswand erklommen und lauerten auf Beute. Wehe dem luftigen Tänzer, der in den Bereich ihrer gespaltenen Pupillen geriet: ein Ruck, und der Leib des Opfers verschwand zwischen den Kiefern des Würgers, aus dessen Maulecken die Flügel des Erhaschten wie seltsame Schnurrbartspitzen herausragten. Grausamer Vorgang! Musste immer einer sterben, damit der andere überleben konnte? Wie ich so sass und diesem Rätsel nachsann, fühlte ich einen sanften Schlag gegen meine Stirn und ein geflügeltes Etwas fiel

mir in den Schoss. Ich glaubte zuerst, es sei ein Vogel. Aber es war ein Exemplar des grossen Nachtpfauenauges, das auf seinem Flug unter den Sternen zu kurzer Rast bei mir eingekehrt war. Auf dem rückwärtigen grossen Flügelpaar trug es zwei blutrote Flecken in Form von Tränen. Der seidenweiche Leib des Besuchers vibrierte wie der Rumpf eines Schiffes, das sich zum Auslaufen anschickte. Lautlos löste er sich aus dem behutsamen Griff meiner kindlichen Hände und entschwand ins Dunkel der Nacht. Geheimnisvoller Bote, unterwegs nach welchem Ziel auch immer?

Mit den ersten Julitagen rückte unsere Abreise in die Sommerfrische Graubündens in die Nähe. Schon seit geraumer Zeit hatte das Packen von Koffern und Taschen begonnen. Die Durchführung dieser Reisen war unserer praktischen, tatkräftigen Mutter anvertraut. Noch sehe ich sie einem kleinen Trupp von Reisenden voranschreiten, mich als Kleinste an der Hand, gefolgt von Fräulein Bennhold mit meinen Geschwistern, den beiden deutschen Dienstmädchen und einem Schweif alleinreisender Damen, die sich ihrer Obhut anvertraut hatten. So ging es vom Hafenquai zum Bahnhof, vom Schiffsdeck zum Eisenbahnabteil. Wenigstens waren einem damals Scherereien an der Grenze erspart. Man reiste ohne Pass, und die Münzunion zwischen Italien, der Schweiz, Belgien und Frankreich enthob einen des zeitraubenden Geldwechsels. Meistens verlief die Reise glatt.

Wenn wir die Reise per Dampfer in Messina antraten, war die Überfahrt in den warmen Sommernächten genussvoll. Statt uns in der stickigen Kabine zur Ruhe zu legen, blieben wir an Deck. Wir installierten uns im Windschatten des Kamins, Mutter zog mich eng an sich heran und schlug ihr weites Reisecape um uns beide. Gemeinsam blickten wir zum Sternenhimmel empor und sahen, wie seine funkelnden Bilder mit jedem Knoten, den das Schiff machte, uns nach Norden begleiteten. Dann spürte ich: Mutter war glücklich, es ging der Heimat zu. Im Oktober spielte sich die Reise ähnlich, wenn auch in umgekehrter Richtung ab. Meist verlief sie programmgemäss. Wenigstens riskierte man dabei keine Behelligungen durch sanitäre Kontrollen, wie sie uns einmal auf der Herreise zuteil geworden waren. Wir hatten uns in Messina auf einem Indiendampfer der Cunard-Linie eingeschifft. Vor Genua wurde uns durch die Hafenbehörden das Verlassen des Schiffes verweigert. Es war der Verdacht aufgekommen, dass sich an Bord Träger der gefürchteten Beulenpest befinden könnten. Deshalb gab es durch einen herbeigeholten Schiffsarzt eine Leibesvisitation sämtlicher an Bord befindlicher Per-

sonen, welche aus Abtasten der Achselhöhlen und der Leistengegend nach möglicherweise geschwollenen Drüsen bestand. Noch sehe ich sie aus dem Schiffsbauch emporquellen, die braunen, nur mit einem Lendentuch und einem weissen Turban bekleideten Gestalten, die Heizer und die mit der Wartung der Maschinen beschäftigten Heloten, die Stewards und Stewardessen, denen sich Matrosen und Schiffsjungen zugesellten. In einer langen Schlange traten sie zur Kontrolle durch den Arzt an. Auch wir sollten drankommen. Doch wie eine Löwin ihre Jungen verteidigt, verteidigte Mutter uns und erlaubte nicht, dass man uns antaste. Der Arzt lächelte verständnisvoll und liess uns passieren. Wahrscheinlich dachte er, dass eine erst in Messina zugestiegene Europäerfamilie als Trägerin von Beulenpest unmöglich in Frage käme.

Ein anderes, wenn auch weniger gravierendes, aber doch recht peinliches Abenteuer erlebten wir, als wir in Genua einschifften. Das Schiff, das uns nach Neapel bringen sollte, lag durch einen Steg mit dem Quai verbunden, abfahrtbereit an der Hafenmole. Es war schon dämmrig, und ein Träger schaffte, unter der Last gebückt, unser Gepäck an Bord. Da fegte eine querüberragende Rahe unsern Koffer von seinem Rücken und beförderte ihn ins Meer. Der Schreck war gross. Doch man beruhigte unsere händeringende Mutter mit den tröstlichen Worten: «Signora, nur keine Aufregung – den werden wir gleich wieder haben». Tatsächlich sah man den Ausreisser noch an der Oberfläche des Hafenwassers treiben. Er war – mit einem dünnen Seil verschnürt und plombiert worden. Mittels eines niedergelassenen Hakens konnte er gefasst und an Bord gehievt werden. Das schmutzige Hafenwasser rann aus all seinen Fugen. Man transportierte ihn in den grössten Raum des Schiffes, den Speisesaal, um ihn dort zu öffnen und auszupacken. Da kamen sie dann zum Vorschein, die liebevoll für Weihnachten eingekauften Geschenke: lederne Schreibmappen, neue Handschuhe und Krawatten, Bilderbücher, feines Schreibpapier, das man – völlig durchnässt und aufgeweicht – nur noch Neptun für seine Liebesbriefe an Nymphen und Najaden anbieten konnte. Eine für mich bestimmte Puppe mit gänzlich aufgelöster Lockenpracht blickte mit ihren gläsernen Augen erstaunt auf die Szene. Was an Mutters Garderobe aus Seide war, zerschliss, vom Salzwasser angegriffen, unter den Händen. Es war eine traurige Bilanz. Der ganze Inhalt des Koffers musste, ruiniert, als verloren betrachtet werden. Eine Reisegepäck-Versicherung gab es damals noch nicht.

Die turbulente Ankunft in Messina inmitten seines bunten Volksgewimmels lenkte uns vom ausgestandenen Abschiedsschmerz und von schlimmen Reiseerlebnissen ab. Es war, als ob man in einen Glutofen zurückversetzt würde mit der ohrenbetäubenden Klangkulisse, aus der die tremolierenden Stimmen der Bänkelsänger an unser Ohr drangen. Die Stoffe ihrer Lieder waren dem Sagenkreis um Karl den Grossen und seine Paladine entnommen. Sie berührten uns wohl vertraut im fremden Land, handelten sie doch von einem Kaiser, den es auch in den Süden gezogen hatte, wenn auch nicht nach Sizilien wie seine staufischen Nachfolger. So umbrandet von einem jahrhundertelang gleichgebliebenen Treiben dieses lebhaften Volkes, erreichten wir unser Domizil, in dem wir für ein weiteres Jahr bis zur nächsten Heimreise in die Schweiz ausharren mussten. Wir brauchten jedesmal einige Zeit, bis wir den Gegensatz zwischen Nord und Süd gemeistert hatten.

Besonders farbenfrohe Mosaiksteinchen im Bild jener Jahre sind die Ausflüge, die wir nach lohnenden Zielen unternahmen. Vor allem beliebt waren bei Alt und Jung diejenigen nach dem an der Ostküste gelegenen Taormina.

An einem solchen Tag brachen wir früh auf, weil wir für den Aufstieg über die Bergflanke, an der auf aussichtsreicher Terrasse das Städtchen liegt, die kühlen Morgenstunden nutzen wollten. Die Eisenbahnfahrt von Messina nach Giardini dem jonischen Meer entlang ist von grossem landschaftlichen Reiz. Orangen- und Zitronenhaine, Reichtum der Region, ziehen sich kilometerweit am Ufer hin; die fruchtbare dunkle Erde, im Lauf der Jahrhunderte von den abgeholzten Bergen zur Küste hinab geschwemmt, bildet den Nährboden, auf dem in fast pausenloser Folge Ernte um Ernte heranreift. In leuchtendem farblichen Kontrast tragen die Bäume in ihrem dunkelgrün glänzenden Laubwerk Blüten und Früchte zugleich, und ihren Wurzelgrund bedeckten Kulturen dunkelroter Monatserdbeeren – zusätzlicher Ertrag dieser spendefreudigen Natur.

Im Küstenort Giardini verliessen wir den Zug und schickten uns zum Aufstieg nach dem 200 m hoch gelegenen Taormina an. Der sportliche Geist, der uns marschgewohnte Schweizer zu diesem Unternehmen trieb, trug seinen Lohn in sich: bei jeder Kurve des steilen, plattenbelegten Fusswegs weitete sich der Blick auf die malerisch gegliederte Küste, wurde die Sicht auf ihre Buchten mit dem Uferstrei-

fen weisser Badestrände umfassender. In ungebändigter Fülle säumten wild wachsende Sträucher und Büsche den Pfad: Lorbeer, Lavendel, Rosmarin und Salbei verströmten balsamische Düfte und betörten mit ihrem Wohlgeruch den Sinn. Und wer nicht nur ein Auge für die Schönheit dieser heidnischen Landschaft, sondern auch ein Ohr für ihre Laute hatte, dem mochten im Klang einer am Wegesrand geblasenen Hirtenflöte die alten Götter auferstehen, die selbst im Bereich christlicher Kirchenglocken weiterhin die heimliche Herrschaft über ihr angestammtes grossgriechisches Reich ausüben – gegenwärtig, sowohl in ihrem Lächeln, in ihrem Schweben, dem Schreiten über die blühenden Triften ihres Eilands, gegenwärtig auch in dem Tosen, das fernen Gewittern gleich aus der Schmiede Vulkans durch den wolkenlosen Tag unheilvoll zu uns herüberhallte. In der zunehmenden Wärme des vorgerückten Vormittags bewältigten wir die letzte Strecke des Aufstiegs. Droben angekommen, lenkten wir unsere Schritte zunächst nach dem griechischen Theater. Wir lagerten uns auf den Sitzreihen des Zuschauer-Halbrunds gegenüber der säulengeschmückten Bühne und liessen uns vom weltberühmten Blick auf das seidigblaue Meer und den schneebedeckten Aetna gefangen nehmen. Im flimmernden Licht des hohen Mittags lösten sich die Konturen dieser Traumkulisse, versanken die Schranken, die menschlicher Geist zwischen Gestern und Heute errichtet hat. Flüchtige Komparsen im überzeitlichen, ewig sich erneuernden Schauspiel, Leben genannt, spielten wir die uns zugewiesene Rolle, gleich den smaragdgrünen Eidechsen, die von einem besonnten Stein aus mit dem urweltlichen Reptilblick kleiner Krokodile zu uns herüberäugten.

Nach einer ausgiebigen Siesta verliessen wir das Theater. Der Nachmittag sollte dem Besuch des Städtchens und seinen Attraktionen gewidmet sein.

Von der «Porta Messina» bis zur «Porta Catania» zieht sich die einzige ebene Strasse Taorminas, der «Corso Umberto», hin. Gesäumt von Trattorien und dekorativen Ladengeschäften, weitet er sich in der Mitte zu einem geräumigen Platz aus, einem südlichen «Salotto» gleich, in dem von der internationalen Schar der Kurgäste unter bunten Sonnenschirmen an Marmortischchen Cinzano genippt, Granita geschlürft und Espresso getrunken wird. Stelldichein in einem «Dolce-far-niente», das unter diesem blauen Himmel Selbstzweck geworden scheint. Mandolinenmusik erklingt. Knaben mit den klassischen Zügen griechischer Vorfahren machen sich herbei, in der Ab-

sicht, auf irgendeine Art und Weise Geld zu verdienen. Der Kontrast zwischen Arm und Reich ist eklatant. Kein Wunder, dass dadurch der Korruption Vorschub geleistet wird.

Auf den Fremdenverkehr zugeschnitten sind auch die Geschäfte längs des «Corso Umberto», dieser Flanierstrasse «par excellence». Da ist von feinen Handarbeiten in buntem Kreuzstich, die sich in ihren Motiven bis zu klassischen Themen wie dem trojanischen Krieg versteigen, bis zu formschönen Töpfereien und Schmiedearbeiten alles zu haben, was den Reiz südländischer Behausungen ausmacht. Typisch sizilianisch sind die grellbunt bemalten, zweirädrigen Eselskarren, auf deren Holzwerk oft Szenen aus der Geschichte der normannisch-sarazenischen Vergangenheit der Insel dargestellt sind, ein Stoff, der auch im lokalen Marionetten-Theater fortlebt. Fortlaufend wird an Abenden die Geschichte der beliebtesten Helden jener Zeit dargestellt. Die Zuschauer bei diesen Veranstaltungen sind vorwiegend Männer aus dem Volk, die mit temperamentvollen Zurufen von Beifall und Missfallen die Akteure, «Pupi» genannt, bei ihren Kämpfen begleiten. Diese Vorstellungen werden eifrig besucht. Doch am Abend, an dem die als Ritter verkleidete blondlockige Bradamante im Zweikampf fällt, bleiben die Holzbänke des primitiven Theaterchens zur Hälfte leer. Nicht jeder der üblichen rauhen Besucher ist diesem Anblick gewachsen. Und die Wenigen, die dennoch gekommen sind und im halbdunklen Zuschauerraum mitbangen und mitleiden, schämen sich ihrer Tränen nicht.

Zu dieser Welt der historischen Vergangenheit habe ich bis heute eine lebendige Beziehung. Sie führt zu den Töchtern einer verstorbenen Cousine, Norah Sarauw, die einen Ehegatten aus normannischem Geblüt, Baron Giovanni Rosso di Cerami, hatte. Dieses Geschlecht leitet sich in direkter Linie von einem Vorfahren «Ugone detto il Rosso» ab, was wohl auf den rotblonden Habitus des also Benannten hindeutet. Der Familienälteste der Rosso di Cerami führt den Titel Principe. Damals hatte ihn ein Onkel unseres Vetters inne. Er war mit einer Berlinerin bürgerlicher Herkunft verheiratet, und der einzige Spross aus dieser Verbindung war der von seinen Eltern vergötterte Sohn namens Mimì.

Er hat später – vermutlich nach etlichen Umwegen – eine Schauspielerin geheiratet. Das einzige, überzarte Söhnchen dieses Paares hat das erste Lebensjahr nicht überstanden. Da unsere Cousine Norah

ihrem Gatten nur Töchter schenkte, ist dieser Zweig des alten Geschlechts in der männlichen Linie ausgestorben.

Unsern Vetter, Giovanni Cerami, schätzten wir sehr. Als ich, schon erwachsen, einige Jahre in Catania zubrachte, waren er und seine Frau mir die liebsten, vertrautesten Gefährten jener Zeit. Vetter Giovanni hatte trotz seiner vornehmen Abstammung durchaus nichts Prätenziöses in seinem Wesen: von liebenswürdigsten Umgangsformen, begabt mit feinem Humor, wurde der Verkehr mit ihm zur ungetrübten Freude. Als ich einmal neckend fragte – denn er war eher von schmächtiger Statur – : «Nicht wahr, einer Deiner Vorfahren war Guiscard-bras-de-fer?», antwortete er lächelnd: «Oui, à la mode de Caën», womit sowohl das berühmte Rezept jener Gegend, die «Trippes», gemeint sein konnten, wie der Ort, von dem seine Vorfahren auf ihre Eroberungszüge nach dem Mittelmeer aufgebrochen waren.

Eines der schönsten Hotels von Taormina, das «San Domenico», ursprünglich ein Kloster, ist von einem Mönch aus der Familie Rosso di Cerami erbaut worden. Es hat sich folgende Geschichte zugetragen. Nach der Sequestrierung des Klosters in der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts erschien beim Familienältesten Principe Giovanni ein Mönch, der einen Bambusstab übergab. «Was soll ich damit tun?» fragte der Fürst. «Excellenza, ziehen Sie ihn auseinander!» Als dies geschah, kam ein Pergament zum Vorschein, eine Urkunde, in der vom Gründer des Klosters niedergelegt war, wenn es je seinem religiösen Zweck entfremdet werden sollte, müsste das Kloster der Familie zurückgegeben werden. Diese Verfügung brachte den Rossi di Cerami Probleme als Eigentümer. Was sollten sie damit anfangen? Die einzige mögliche Lösung war, es in ein Hotel umzuwandeln, was auch geschah. Seither ist es ein beliebter Treffpunkt der internationalen mondänen Gesellschaft geblieben.

Mit dem Besuch des prächtigen Kreuzganges verabschieden wir uns von Taormina und kehren nach Messina zurück

Ausser grössern touristischen Unternehmungen wurden auch Halbtagsausflüge in die nähere Umgebung der Stadt unternommen. Sie waren nicht mit sportlichen Leistungen verbunden, sondern dienten lediglich dem Zweck, in angenehmer Gesellschaft in einem an der Küste gelegenen Restaurant zu einem guten Essen einzukehren. Unter diesen war, gern besucht, zwischen Stadt und dem Nordkap Fáro am Strand von Ganzirri gelegen, ein solches, geführt von einer Wirtin namens Nicoletta. Der steinerne Fussboden des ebenerdig ge-

legenen Speisesaals und dessen primitives Mobiliar weckten keine grossen Erwartungen. Zu Unrecht. Man konnte dort, aus dem Fang der Nacht frisch zubereitet, Fische und Meergetier von köstlichem Wohlgeschmack geniessen: den zartfleischigen «Dentice», den etwas derberen «Pauro», den «Céfalo», dessen Name an die griechische Vergangenheit der Insel erinnert. Nicht zu vergessen die rosigen Langusten und Crevetten und – wem der Sinn danach stand – Austern, die in einem nahe gelegenen kleinen See mit Brackwasser an Bänken gezüchtet wurden. Ich erinnere mich, dass wir uns einmal mit der Familie von Vaters zweitältestem Bruder Willy dort trafen. In ihrer Gesellschaft befand sich eine Nichte, Tochter von Tante Ediths früh verstorbener Schwester Fanny Eaton. Diese Nichte namens Elsie war innig mit Onkel und Tante verbunden. Sie hatten sie, nachdem ihre junge Mutter nach ihrer Geburt vom Kindbettfieber dahingerafft worden war, immer wieder für längere Zeit in Obhut gehabt, weil ihr Vater den Anblick des kleinen Wesens, unschuldige Ursache seines herben Verlustes, kaum ertrug. Das änderte sich auch nicht, als Elsie aufwuchs und zu einer blauäugigen englischen Schönheit erblühte, die bei ihrem Début in der Gesellschaft Messinas bereitwilig von ihren Pflegeeltern chaperoniert wurde.

Zu den erwähnten Treffen der beiden Familien Willy und Alfred Sarauw hatte sich auch der Präfekt von Messina eingefunden, ein Norditaliener, Marchese Cassis. Er machte der schönen Elsie den Hof, doch so wenig wie ihre zahlreichen andern Verehrer, die sie flirtend und tändelnd «à distance» zu halten verstand, schien sie ihn erhören zu wollen. Elsie war nicht nur bildhübsch, sie war auch eine gute Partie. Ihr Vater besass und leitete verschiedene Seidenzwirnereien in Messina und Kalabrien, deren Erzeugnisse an die Spitzen- und Schleierfabriken in Nottingham verkauft wurden. Zudem besass Mr. Eaton gemeinsam mit seinem Bruder ein ausgedehntes, grösstenteils mit Orangenkulturen bepflanztes Gut, genannt Rizzolo, südlich von Catania in der Gegend von Lentini, unweit des Städtchens Francofonte, in welches der Komponist Mascagni den Schauplatz seiner Oper «Cavalleria rusticana» verlegt hat.

Nach den heiter verlebten Stunden bei Nicoletta – man hatte zum Schluss sogar nach den Mandolinen- und Gitarrenklängen lokaler Musikanten, die Nicoletta zur Unterhaltung ihrer Gäste aufgetrieben hatte, getanzt – gab es in der Familie Willy Sarauw ein Nachspiel. Der Onkel nahm seine schöne Nichte Elsie ins Gebet. Wie die Unterredung verlief, hat er mir später selbst erzählt. Sie begann mit folgen-

den harmlosen Worten: «Nun, Kind, Du scheinst Dich mit dem Marchese Cassis glänzend unterhalten zu haben?» Elsie nickte. «Lass Dir sagen, dass dieser charaktervolle Mann kein Objekt für müssiges Getändel und Geplänkel ist.» Und dann, zum Angriff übergehend, mit der direkten Frage: «Was hast Du mit ihm im Sinn? Gefällt er Dir? Gedenkst Du ihn zu heiraten?» Elsie, stumm errötend, hauchte ein kaum vernehmbares: «Ja». So war das schlichte Lokal der Nicoletta zum Podium einer Romanze geworden, zwar nicht im Stil der «Cavalleria rusticana», vielmehr in dem einer allgemein italienischen «nobile-urbana», die im Gegensatz zu ersterer, die tragisch endet, eine glückliche Erfüllung fand. Kurz nach unserem Besuch bei Nicoletta wurde die Verlobung von Elsie Eaton mit dem Marchese Cassis bekanntgegeben. Nach der Hochzeit zog das Paar nach Rom, wo Cassis weiter Karriere machte und als Senator betagt gestorben ist. Von den beiden Söhnen folgte der ältere seinem Vater im Beruf nach. Der jüngere verwaltete das Gut Rizzolo in Sizilien, von dem aus die herrlichen saftigen Blutorangen ihren Weg in zahlreiche europäische Städte und Länder fanden.

Oft ging es auf gemieteten Eseln nach irgendeinem lohnenden Ziel in aussichtsreicher Lage. Besondere Anziehungskraft hatte ein kleiner Ort namens Castanea, den man über die in halber Höhe an der Flanke des Antenamare verlaufenden «Strada militare» mit ihrem Prachtsblick auf die Meerenge und Kalabrien bis zu den äolischen Inseln jenseits des Kaps Milazzo erreichte. Die Bezeichnung des Ortes «Castanea» deutet darauf hin, dass es in früheren Jahrhunderten dort einmal ausgedehnte Kastanienwälder gegeben haben muss. Heute sind sie verschwunden. In dem Ort mit seinem dörflichen Charakter gab es auch eine Anzahl solid gebauter kleinerer Villen, Besitz von Angehörigen der Fremdenkolonie, meist Engländern. Der sommerlichen Hitze der Stadt entfliehend, verlebten sie dort gerne angenehm kühle Ferientage. Freunden wurde bereitwillig der Schlüssel ausgehändigt, damit sie auf Tagestouren das mitgebrachte Piquenique, von Staub und Fliegen verschont, in einem Aufenthaltsraum eines solchen «Villino» verzehren konnten.

Ich erinnere mich, dass uns diese erwünschte Unterkunft einmal von englischen Freunden angeboten wurde. In einem im Parterre gelegenen «Salottino» lud eine mit geblumten Chintz bezogene Polstergruppe zum Sitzen ein. Als sich aber Vaters Cousinen, Clara und Tilde Tobler, die auch mit von der Partie waren, darauf niederliessen, richtete sich zwischen ihnen eine aus ihrer Ruhe gestörte Natter

zischend empor. Mit einem Schrei fuhren die von diesem Anblick jäh Erschreckten aus den schwellenden Kissen hoch. Nach dem Essen ging es ans Lesen. Nebst Briefen aus der Heimat spielte die «Freitags-Zeitung» aus Zürich eine Rolle. Sie verfügte über einen Briefkasten, durch den man in häuslichen kleinen Problemen Rat holen konnte. Besonders aber waren es die Folgen eines Fortsetzungsromans, die mit grösster Spannung erwartet wurden. Damals näherte sich die Erzählung von Conan Doyle «Der Hund von Baskerville» ihrem Höhepunkt. In der südlichen Wärme fröstelnd erlebten wir das Schicksal eines Schlossgastes, der von einem Höllenhund mit feuerspeienden Lefzen über ein nächtliches Moor zu Tode gejagt worden wäre, erschiene nicht im letzten Augenblick Sherlock Holmes auf der Szene, um dem Untier den Garaus zu machen. Ein hörbares Aufatmen ging durch unsere dem Geschehen gebannt folgende Runde. Nach Entrichtung eines Obolus an die freundliche Beschliesserin unseres gastlichen «Villino» wurde der Heimweg zur Stadt angetreten.

Zeitlich ausgedehnter war ein mehrtägiger Ausflug zu dem am Aspromonte gelegenen Milea. Nach dem dreistündigen Ritt war die Ankunft ein Fest. Herr Spaeth, ein Freund unserer Familie, der dort ein Jagdhäuschen besass, war uns zum Dorfeingang entgegengekommen, und sein Koch, den er mit Vorräten ein paar Tage zuvor hinaufgeschickt hatte, war mit einem leckeren Nachtessen bereit. Den Nachtisch bildeten aromatisch duftende Walderdbeeren, die uns Nachbarsleute gepflückt hatten und in einem aus Packpapier und Holzstäbchen gefertigten Segelboot präsentierten, dessen Mastspitze ein Schweizerfähnchen aus weissen und roten Mohnblättern zierte.

Dem Namen Milea unlöslich verbunden, ertönt mir in der Erinnerung Nachtigallengesang, der mit Flöten, Schluchzen und Schlagen die im ersten zarten Frühlingsgrün prangenden Wälder am Aspromonte erfüllte. Wir machten darin unter Führung des ortskundigen Herrn Spaeth ausgedehnte Spaziergänge. Auf einer Lichtung rasteten wir auf einem aus losen Steinen aufgeschichteten Mäuerchen, das zuvor sorgfältig mit Stöcken nach Schlangen abgeklopft worden war. Und dann erzählte Herr Spaeth, uns gegenüberstehend, Geschichten, teils heiterer, teils trauriger Natur, besinnliche und auch lustige. Eine dieser letzteren ist mir mit der Frische jenes strahlenden Pfingstmorgens, an dem ich sie hörte, im Gedächtnis geblieben. Im Gebiet des Aspromonte gab es neben gelegentlich im Winter auftretenden Wölfen allerlei harmloses Getier. Ausser den grossen smaragdgrünen

Eidechsen mit den türkisfarbenen Backen und den ebenso prächtigen Feuersalamandern mit der elegant flammend roten Zeichnung auf der ebenholzschwarzen Haut gab es auch tellergrosse Kröten, die im Volksmund «Rospo imperiale» hiessen. Mit einem besonders stattlichen Exemplar dieser Gattung erlaubten sich einmal Bekannte von Herrn Spaeth einen ausgefallenen Scherz. Sie brachten die bewarzte Schöne nach Messina und schmuggelten sie einem in der «Palazzata» im dritten Stock über der Marina wohnenden Freund ins Bett. Als dieser sich abends zur Ruhe begeben wollte und die Decke zurückschlug, blickten ihn die goldgrünen Augen der ungebetenen Schlafgenossin erwartungsvoll an. Rasend vor Abscheu und Wut rannte der Gefoppte nach seiner Jagdflinte, um sie auf der Stelle zu erschiessen. Doch dann besann er sich eines Bessern. Der Sturz aus dem dritten Stock des Hauses – so kalkulierte er – würde ihr auf noch zuverlässigere Weise den Garaus machen. Gesagt, getan. Er hörte, wie sie in der Tiefe mit einem dumpfen Knall landete. «Morta!» schrie er triumphierend nach. Mitnichten. Schon nach Sekunden lehrten ihn klatschende Hopser, die sich über das Strassenpflaster zielstrebig dem Strand zubewegten, dass die Totgeglaubte den Sturz heil überstanden hatte. Hoffen wir, es sei ihr nach der kurzen Liebesnacht in Messinas Palazzata die Heimkehr ins Krötenparadies der kalabresischen Wälder geglückt.

Die Bewohner von Milea waren ein schöner Menschenschlag. Dies infolge einer natürlichen Auslese, die schwächliche Kinder bei den harten Lebensbedingungen die ersten Lebensjahre kaum überstehen liess. Und doch schienen diese Menschen nicht unglücklich, geschweige denn verbittert zu sein. An Feiertagen tanzten Burschen und Mädchen – in gesonderten Gruppen, wie es damals der süditalienische Sittenkodex verlangte – auf dem Platz vor der Kirche zum dröhnenden Tamburin Tarantella. Und die Frau des stattlichen Waldhüters, der in der Nähe von Herrn Spaeth wohnte und seine Familie mit dem kargen Tageslohn von einer Lira und achtzig Centesimi durchbringen musste, kam freudestrahlend, um ihr Jüngstes, das Maria-Dodicesima hiess, vorzuzeigen. Wir sondierten, wie es mit der Ernährung stehe. Einmal im Tag, hiess es, werde gegessen, abends nichts, weil es dazu nicht reiche. «Und die Kinder?» Ja, die weinten, bis sie begriffen hätten, aber dann würden sie sich in ihr Schicksal ergeben und fügten sich ins Unabänderliche. Herr Spaeth hatte ein mitleidiges Herz und linderte solche Not, wo er konnte. Er sagte, wenn er höre, dass sich

irgendwo ein altes Weiblein zum Sterben niederlege, so schicke er seinen Koch mit kräftiger Nahrung und dann stehe es wieder auf.

Unser Freund stand in Milea in hohem Ansehen. Man nannte ihn dort «Il Signor banchiere». Es hatte nämlich ein Bewohner des Dorfes einmal bei der Überfahrt auf dem Ferry-boat nach Messina gesehen, wie er aus seinem Portefeuille eine Tausend-Lirenote entnahm. Seitdem war er bei den Bewohnern des Dorfes eben «Il Signor banchiere» und galt als unermesslich reich.

Unter diesen armseligen Umständen wundert es nicht, dass Väter und Söhne auswanderten, um, meist in Amerika, Arbeit zu suchen und mit dem zusätzlichen Verdienst ihre Familie daheim über Wasser zu halten. Dann kamen Briefe von drüben in einem unverständlichen amerikanisch-italienischen Kauderwelsch, die Herr Spaeth übersetzen musste. Eine solche Stilblüte möge hier für weitere stehen: «I busines si sono stoppati», d. h. «Business has stopped». Manchmal wurden auch wir, wenn wir im Sommer die Reise in die Schweiz antraten, Zeugen von Auswanderer-Szenen. Eine solche steht mir besonders lebhaft vor den Augen.

Wir sahen vom Passagierdeck aus, wie ein Familienvater von seiner ganzen Sippe an Bord begleitet und dort wort- und tränenreich verabschiedet wurde. Dann kehrten die Angehörigen ans Land zurück, um von dort aus mit letzten Zurufen und Winken gute Reise zu wünschen. Bald aber stellte sich heraus, dass ein Gevatter aus dieser Gruppe irrtümlicherweise das Schiffsbillet des Abreisenden im Hosensack behalten hatte. Nun begann ein lebhaftes Gestikulieren zwischen hüben und drüben, ein Ratschlagen und Werweissen, was zu tun sei. Einem der ans Land Zurückgekehrten fiel etwas ein. Er suchte einen runden Stein und band das Billet mit einem Bindfaden daran fest. Dann wurde der Bewandertste in der Runde ausersehen, um das Geschoss über die mässige Distanz, die Quai und Schiff trennte, hinüber zu schleudern. Umringt von seinen atemlosen Zuschauern, setzte er mit grosser Geste zum Wurf an. Der Stein flog, aber sein Flug war zu kurz bemessen. Einen Meter von der Bordwand entfernt, plumpste er ins Wasser. Zuerst stand alles vor Schreck gelähmt da. Dann aber ertönte vom Ufer her ein vielstimmiger Aufschrei, und es entwickelte sich eine Szene von klassischer Dramatik: man wogte durcheinander, warf wehklagend die Arme gen Himmel und raufte sich das Haar. Der Kapitän sah von der Kommandobrücke mit undurchdringlicher Miene auf den Tumult herab. Eine Schiffs-

glocke gab das Zeichen zur Abfahrt. Unaufhaltsam, unwiderruflich nahm das Schiff Kurs gegen das offene Meer zu. Mit dem sich steigernden Tempo verhallte das Geschrei am Ufer. Der Menschenknäuel löste sich auf. – Ich vermute, der Kapitän habe Gnade vor Recht ergehen lassen und dem seines Billets Verlustigen die Überfahrt doch gestattet.

Nach genussreichen, droben verlebten Pfingsttagen, schlug die Abschiedsstunde. Der Abstieg über die Flanken des Aspromonte zur Küste wurde zu Fuss unternommen. Meist hatten wir dabei Glück mit dem Wetter. Doch einmal wurden wir eine halbe Stunde unterhalb von Milea von einem sintflutartigen Regen überrascht. Der steile Fusspfad durch das lehmige Gelände wurde zu einem Schlammstrom, in dem das Maultier, das man mit unserem Handgepäck beladen hatte, bis zur Brust versank. Der alte Zzù Rocco, der es führte, versuchte es mit allen Kräften aus dem Schlick zu ziehen, was erst nach verschiedenen vergeblichen Versuchen gelang. An allen Gliedern zitternd standen Mensch und Tier auf der glücklich erklommenen, für Hufe und Füsse verlässlichen Wegböschung. Unsere feinen Lederköfferchen waren mit einer Lehmschicht überzogen. Mutter, die Röcke hochgeschürzt, eilte über eine Lichtung hin einem aus getrockneten Farnkrautbüscheln kunstvoll erbauten, giebelförmigen Unterstand zu und schlüpfte hinein. Vater neckte sie nachher, indem er sagte, sie hätte es getan, und wenn es die Höhle eines Löwen gewesen wäre. Ein Löwe war es zwar nicht, den sie drinnen antraf, wohl aber ein Jäger, der – die Flinte quer über den Knien – im Hintergrund der Hütte hockte. Auch er hatte Zuflucht vor dem Unwetter gesucht. Wir andern krochen, Mutters Beispiel folgend, eins ums andere, ins Trockene. Die Luft in der Hütte, erfüllt vom Dampf unserer nassen Umhänge und Mäntel und der Ausdünstung zusammengepferchter Leiber, wurde erstickend. Sehnsüchtig spähte man durch den dreieckigen Ausgang ins Freie, ob nicht der Himmel ein Einsehen hätte und den Regen aufhören liesse. Bald war es so weit. Die Wolken hatten sich verzogen, das Firmament lächelte in einem so unschuldigen Blau hernieder, als sei es nie von einem Wölklein getrübt worden. Durchnässt, aber schon wieder guten Mutes, setzten wir unsere Wanderung fort.

In ihrem letzten Stück kamen wir an einer Gruppe kleiner Häuser aus unverputztem, rohem Mauerwerk vorbei. An der Schmalseite eines solchen stand das Tor offen und gab Einblick in den Hauptraum

des Hauses, an dessen rückwärtiger Wand ein Feuer einladend loderte. Eine schwarzgekleidete Frau mittlern Alters trat heraus und musterte unsere verwetterten Gestalten mit undurchdringlicher Miene. Dann ging ein Schein von Verständnis über ihre scharfgeschnittenen etruskischen Gesichtszüge. Mit einer Handbewegung forderte sie uns auf, einzutreten.

Drinnen entledigten wir uns erleichtert unserer feuchten Hüllen. Unsere Wirtin sammelte sie ein und trug sie an den Rand des Feuers, wo sie Stück für Stück mit weitausholenden Schwüngen im Widerschein der Flamme zu trocknen begann. Dämpfe entstiegen den durchnässten Stoffgeweben, die dunkle, funkenumsprühte Frauengestalt bald verschleiernd, bald wieder enthüllend. Wir blickten gebannt nach ihr hin. Wir meinten, aus ihrem Munde gemurmelte Beschwörungen zu hören, wir sahen die schönen Bewegungen ihrer erhobenen Arme, mit denen sie den Schutz der Götter auf ihr Haus und seine Insassen herab zu flehen schien. Die Zeit hatte den Atem angehalten. Die Gestalt am Feuer verwandelte sich in eine antike Priesterin, die ein uraltes Ritual zelebrierte. In die Anfänge der mittelmeerischen Kultur zurückversetzt, erlagen wir ihrer Magie, die uns, die Nachgeborenen, über Jahrtausende hinweg ergriff und verzauberte. Wie aus einer Trance erwachend, fanden wir in die Wirklichkeit zurück. Uns war Gastfreundschaft zuteil geworden, wie sie schon zu Zeiten Homers üblich gewesen war. In unserem Äusseren wieder hergestellt, trocknen Fusses, konnten wir unseren Weg fortsetzen. In Villa San Giovanni erreichten wir die Küste und liessen uns vom Trajektschiff über die Meerenge nach Messina übersetzen.

Im Frühling, der auf Sizilien bezaubernd ist, besuchten uns öfter Verwandte und Bekannte aus der Heimat.

Dazu gehört in meiner Erinnerung vor allem der Besuch unserer einstigen Hausgenossen in Zürich, unserer lieben Freunde, Professor Gerold Meyer von Knonau und seiner Gattin Bertha, geb. Held. Es war in den Jahren 1904 und 1907 während den Semesterferien.

Das zweite Mal unternahm Vater mit dem berühmten Historiker, dem Sizilien mannigfachen Stoff aus seinem Interessengebiet bot, eine Rundreise um die Insel. Nebst Syracus und Girgenti mit ihren Denkmälern aus klassischer Zeit waren es vor allem die Städte Palermo und Cefalù an der Nordküste, denen der Besuch galt. Nach der Besichtigung staufischer Königsgräber im Dom von Palermo, wo in Porphyrsarkophagen Heinrich VI., dessen Gemahlin Konstanze, Erbin des

Normannenreichs, und ihr Sohn, Kaiser Friedrich II., ruhen, ging die Reise weiter nach Cefalù. Der Dom, eins der bedeutendsten Baudenkmäler aus normannischer Zeit, liegt zu Füssen eines ins Meer hinausragenden, felsigen Vorgebirges, auf dem sich die Überreste eines mittelalterlichen Kastells befinden. Dieses Promontorium, das ein Hexameter in den Propyläen Münchens in folgenden Worten besingt: «Haupt heissest du, Cefalù / Von dem paradiesischen Lande / Blickest voll Sehnsucht hinaus / Auf das unendliche Meer», wurde von unsern Reisenden mutig bestiegen. Doch beim Rückweg über den schotterbelegten, steilen Fussweg, geschah das Unheil: Professor Meyer von Knonau strauchelte und verstauchte sich den Fuss so arg, dass er in Begleitung von Vater Messina nur noch unter Schwierigkeiten erreichte. Gross war der Schreck bei den Daheimgebliebenen, als der verehrte Gast also blessiert zurückkehrte. Der Gärtner Vincenzo musste ihn die Treppe hoch ins Obergeschoss des Hauses tragen, wo er nun in unfreiwilliger Haft bis zur Heilung des verletzten Fusses ausharren musste. Unser – anderntags herbeigerufener – tüchtiger junger Hausarzt machte ein bedenkliches Gesicht: Vor drei Wochen sei an eine Abreise und Rückkehr nach der Schweiz nicht zu denken.

Der Bescheid wurde vom Patienten, so fatal er für ihn war – denn nun mussten zu Semesterbeginn alle seine Vorlesungen abgesagt werden – in stoisch-altzürcherischer Haltung entgegengenommen. Den Fuss hochgelagert, verbrachte er die Tage im sogenannten Schulzimmer im obern Stock des Hauses, in das sich nun, die Mahlzeiten eingeschlossen, das ganze tägliche Leben verlagerte. Wenigstens tat unser Koch Luigi sein Möglichstes, unsern darniederliegenden Gast kulinarisch zu verwöhnen. Dazu war er durchaus in der Lage, denn Messinas Köche waren berühmt, und Luigi war ein tüchtiger Vertreter seiner Gilde. Sein Angebot an leckern Fisch- und Fleischgerichten war breit gefächert. Eine Spezialität war sein «Filetto-misto» – eine Auswahl saftiger Häppchen aus Fleisch und zartem Gemüse – das, paniert und in Öl knusprig braun gebacken, noch heiss auf den Tisch kommt. Vor allem aber waren es die meerfrischen Fische und Krustazeen, die das Menu interessant machten, der zartfleischige Dentice, der etwas grobfädigere Pauro und der Cèfalu. Doch die Krone aller Gerichte war das Fleisch des «Pesce-spada», der auf seiner Hochzeitsreise durch die Meerenge im blinden Liebestaumel der tödlichen Harpune der Fischer zum Opfer fällt.

Zum Einkaufen begab sich Luigi in die am Strand gelegene Markthalle. Dort traf er auf Berufskollegen aus andern Häusern, die alle für

ihre Herrschaft die Spezialitäten frisch besorgten. Oft war es auch der Hausherr selbst, der die nötigen Nahrungsmittel mit Kennerblick auswählte. Dabei ereignete sich die lustige Episode, die man sich in Messina erzählte. Als ein solcher «pater familias» frische Sardellen einkaufte und das Paket unter dem Zylinder verstaute, begegnete er einem Bekannten. Ohne sich der Fische zu erinnern, zog er schwungvoll den Hut, wobei seinem überraschten Vis-à-vis die silbern glänzenden Fische vor die Füsse glitten. Dies allgemein erregende lustige Ereignis trug dem um Spott nicht Besorgten den Übernamen «Signor Sardella» ein.

So peinlich der unfreiwillig verlängerte Aufenthalt für unsern Gast auch sein mochte, mir wurde er zum Gewinn: nun hatte ich den verehrten väterlichen Freund einmal ganz für mich. Nun durfte ich Frage über Frage stellen und meinen Wissensdurst an der Quelle seiner überragenden Kenntnisse stillen. Und mit jeder seiner Antworten weitete sich mir die Sicht auf neue Horizonte, wurde ich Stufe um Stufe hinaufgeführt aus dem Dämmer geschichtlicher Anfänge bis ins apollinische Licht der grossgriechischen Landschaft, die uns umgab. Gemeinsam blickten wir auf die Meerenge, durch die Odysseus gesegelt war, an deren Nordende Aeolus, der Gott der Winde, hauste, wo von Süden, vom Aetna her der Donner aus der Schmiede Vulkans wie Geschützfeuer hallte.

Langsam genas der Verunfallte. Der Bluterguss an Bein und Fuss blasste ab. Mit Bedauern sah ich der Abreise, die näher und näher rückte, entgegen. Der Tag kam. Vom Hafenquai winkten wir dem Scheidenden ein letztes Lebewohl zu.

Als wichtigsten Besucher der Stadt Messina in jenen Jahren muss der Deutsche Kaiser Wilhelm II. genannt werden. Auf seiner jährlichen Frühlingsfahrt nach Korfu ankerte die «Hohenzollern» jeweils für zwei Tage in Messina.

Dann gab es für unsern Freund, Konsul Jakob, Hochbetrieb. Ein Unterhaltungsprogramm für den hohen Gast musste ausgearbeitet werden. Darauf figurierte auch der Besuch von zwölf ausgewählten Damen der Messineser Gesellschaft an Bord der kaiserlichen Yacht. Die Ehre, auf diese Liste der eingeladenen Damen zu kommen, wurde auch meiner Mutter zuteil durch die Repräsentantin des italienischen Königshauses, genannt «Dama del Palazzo», Principessa Castellacci. Ein Bote des Municipio brachte das Billet mit der Einladung schon morgens in aller Frühe ans Gartentor. Mutter wollte in schweizerischer Bescheidenheit absagen. Aber Vater – diesmal energisch – sagte: «Du

hast den Hofknicks in der Pension Funck in Frankfurt a. M. gelernt, du hast von St. Moritz ein tadelloses Strassenkleid mitgebracht, du sagst zu!».

So wurde zu den Vorbereitungen geschritten. Inzwischen gingen in Messina heisse Kämpfe um Modistinnen und Schneiderinnen zwischen den anderen eingeladenen Damen vor sich, die alle ihre Garderoben noch auf kaiserliches Niveau bringen wollten. Um 10.30 Uhr erschien ein Einspänner des Municipio bei uns, und Mutter fuhr klopfenden Herzens zu dem angegebenen Treffpunkt. Auch Vater wollte sich das Schauspiel nicht entgehen lassen. Er bestellte für sich, für uns und unsere beiden deutschen Mädchen einen Wagen, um zum Hafenquai hinunterzufahren, wo unser ein Ruderboot harrte. Von diesem aus sahen wir über den ausgelegten roten Teppich des Stadthauses den farbenprächtigen Zug der geladenen Damen zu der wartenden Barkasse der «Hohenzollern» schreiten, die sie übersetzen sollte.

Mutters Erscheinung gefiel mir ungemein in einem zweiteiligen mandelgrünen Kostüm aus feinstem Tuch. Dazu ein hübscher Frühlingshut mit einem Kranz von zarten Seidenröschen garniert.

Am Fallreep des Kaiserschiffes angekommen, sahen wir die Gäste aussteigen und dann die Treppe erklimmen. Oben versanken sie in einer tiefen Verbeugung, um den kaiserlichen Händedruck entgegenzunehmen. Dann schritt man nach der hintersten Partie des Schiffes, wo die kaiserlichen Gemächer lagen und der Empfang stattfand. Im Bereich eines grossen Balkons, der auf den Flügeln des goldenen Reichsadlers ruhte, ging nun ein buntes Schauspiel in Szene: Höflinge, Hofdamen, Offiziere in Festuniform bildeten einen glänzenden Kreis um die Hauptakteure. Den Mittelpunkt bildete die Gestalt des Kaisers in Admiralsuniform. Er unterhielt sich lebhaft mit den kühnsten Besucherinnen, die bis zu ihm vorgedrungen waren. Mutter zählte nicht dazu. Sie war allzu bescheiden, unterhielt sich aber dafür bestens mit einem Herrn aus dem kaiserlichen Gefolge. Sie bemerkte uns in unserm Bötchen weit unten und trank uns über die Brüstung des Schiffes hin aus ihrem schlanken Sektglas zu.

Eine Bordkapelle spielte eine leichte Unterhaltungsmusik. So ging zu festgesetzter Stunde der Empfang auf angenehmste Weise vorüber. Beim Abschied überreichte der Kaiser jeder der Damen ein schwarzes Mützenband, das den goldgestickten Namen «Hohenzollern» trug und das ich nachher mit ganz unrepublikanischem Stolz getragen habe.

Ein anderes Mal war es die Kaiserin, die Messina auf der Durchreise berührte. Sie kam im Salonwagen eines Sonderzuges, der Gäste nach Taormina brachte, an. Kinder deutscher Zunge wurden zu einem kleinen Empfangskomitee aufgeboten, die Mädchen weiss gekleidet, die Knaben im Sonntagsgewand. Bertha Jakob, die Tochter des deutschen Konsuls, war ausersehen, ein Begrüssungsgedicht zu rezitieren, in dem sie mitten drin jämmerlich steckenblieb. Die Kaiserin bemerkte es vom offenen Fenster des Salonwagens aus und winkte Konsul Jakob heran: «Sagen Sie Ihrer Tochter, sie werde ein Andenken von mir erhalten». Dieses bestand in einer Brosche mit den verschlungenen kaiserlichen Initialen A. V. und erwies sich in der Folge als wirksames Pflaster auf die noch lange brennende Wunde des Mädchens.

Im Lauf des Jahres 1907 wurde unser Familienhaus auf Burghalden als Sommersitz erbaut. Dies geschah auf inständiges Bitten unserer Mutter hin, die, dem unsicheren Boden Siziliens zutiefst misstrauend, sich um jeden Preis für Gegenwart und Zukunft einen Stützpunkt in der Heimat sichern wollte. Vater leistete bei dem Projekt vorerst Widerstand, gab aber schliesslich Mutters Drängen nach. So schritt man dazu, diesseits und jenseits auf den Höhen des Zürichseeufers nach einem geeigneten Terrain Ausschau zu halten. Nach etlichen Erkundungs- und Irrfahrten zeigte sich endlich auf aussichtsreicher Terrasse über Richterswil die Möglichkeit, eine Wiese aus dem Besitz des Landwirtes Karl Müller zu erwerben. Pläne für den Bau eines ländlich-bodenständigen Riegelhauses wurden durch Mutters entfernten Vetter, den Architekten Fritz Wehrli, ausgearbeitet und vorgelegt. Sie fanden nach einigen Einwänden auch Vaters Billigung, so dass der Verwirklichung des Projekts fortan nichts mehr im Wege stand. Günstige Wetterverhältnisse liessen den Bau zügig voranschreiten. Im Herbst 1907 war es soweit, dass wir das Haus noch für ein paar kurze Wochen beziehen konnten. Damit wurde es auch möglich, die letzten Arbeiter, die mit Täfern und Tapezieren beschäftigt waren, zur Eile anzutreiben und vor Beginn der kalten Jahreszeit aus dem Haus zu bringen.

Diese erste Wohnphase war nicht durchaus komfortabel, denn die Umgebungsarbeiten waren noch im Rückstand. Dennoch lud man die nähere und weitere Verwandtschaft zur vorläufigen Besichtigung des Hauses ein. Ich erinnere mich, dass an einem sonnigen Sonntag eine grössere Gesellschaft zum Mittagessen erschienen war. Dabei gab es einen mehrere Kilo schweren Kalbsnierenbraten. Sein Preis von 9

Franken erregte bedenkliches Kopfschütteln unter den anwesenden Hausfrauen. Wo würde man noch landen bei diesen exorbitant in die Höhe kletternden Fleischpreisen? Im Oktober wurde das Haus geschlossen. Die Abreise von Mutter, Schwester Gerty und unserer getreuen Hausangestellten Lina Buchmaier nach Messina rückte heran.

3. Das Erdbeben

Der Sommer 1908 war der erste, in dem ich nach einer Reihe von Jahren nicht wie üblich mit den Meinigen nach Messina zurückkehrte. Ich sollte gleich meinen Geschwistern meine Ausbildung an heimatlichen Schulen vervollständigen. So trat ich im Herbst 1908 in die 3. Sekundarschulklasse ein, welche Fräulein Ida Winkler leitete. Der Beginn im neuen Kreise der Klassenkameradinnen war nicht leicht. Mädchen, die mir sympathisch waren, hatten bereits untereinander Freundschaft geschlossen und brauchten mich nicht. Auch erwies sich der Konfirmandenunterricht am freisinnigen St. Peter als Hemmschuh, da Fräulein Winkler und eine ganze Anzahl der Mitschülerinnen der orthodoxen Richtung von Fraumünster und Grossmünster angehörten und letztere den Unterricht dort genossen. So vergingen die Wochen bis Weihnachten für mich im Zeichen der schmerzlichen Trennung und des Heimwehs nach Sizilien.

Ich wohnte bei unseren Tanten Cramer, Mutter und Tochter, im selben Haus wie Grossmama Steinfels. Wohl war ich liebevoll aufgenommen und durfte ein schönes Weihnachtsfest dort erleben. Aber meine Gedanken weilten in Messina, wo nun die Eltern in Gesellschaft unseres Hausfreundes, Herrn Spaeth, das übliche leckere Weihnachtsmahl, bestehend aus der durch den Koch Luigi gemästeten Gallotta, geniessen würden. – Ab dem 29. Dezember begannen erste Berichte über eine Erdbebenkatastrophe in Messina durchzusickern, die die Stadt stark in Mitleidenschaft gezogen hätte. So stand in der NZZ damals zu lesen. Ich war zunächst nicht besonders alarmiert. «Ach ja», sagte ich, «wie ich dort war, hat es manchmal ein wenig gerüttelt». Es hatte aber nicht nur ein wenig «gerüttelt», wie sich herausstellen sollte. In zwei heftigen Stössen war im Morgengrauen des 28. Dezem-

ber die Stadt Messina völlig zerstört worden. Im Laufe des 30. Dezember wurde man sich nach und nach klar über das Ausmass der Katastrophe und wartete angstvoll auf ein Lebenszeichen von meiner Familie. Dieses traf ein am 30. Dezember durch ein Telegramm aus Neapel, wohin sich die Unsrigen hatten flüchten können. Aus ihren späteren Erzählungen ging hervor, wie sich das Erdbeben abgespielt hatte:

Am Morgen des 28. Dezember um 5.30 Uhr wurden meine Eltern, meine Schwester und das schwäbische Dienstmädchen aus dem Schlaf gerissen durch eine heftige Erschütterung und einen ohrenbetäubenden Lärm. Sie konnten sich nur mit Mühe über eine Gartenterrasse des im Hügelgelände liegenden Hauses retten. Sie sahen, wie die Stadt bei voller Gasbeleuchtung zusammenstürzte und hörten den tausendfältigen Schrei der unter den Trümmern Begrabenen. Es muss ein apokalyptisches Bild gewesen sein. Zwischen Messina und Kalabrien soll es 100 000 Opfer gegeben haben. Nach dem zweiten heftigen Stoss trat Stille ein, die nichts Gutes ahnen liess. Einzelne Hilferufe und Gewehrschüsse waren zu hören. Die Gefängnismauern waren geborsten und hatten die Häftlinge freigesetzt, die nun plündernd und marodierend durch die Stadt, soweit sie noch erkennbar war, zogen und manches arme Opfer, das auf den Trümmern lag, eines lumpigen Fingerrings oder Ohrgehänges wegen verstümmelten. Manche der Marodeure hatten sich mit den Requisiten der letzten Opernaufführung «Un Ballo in Maschera» in makabrer Weise kostümiert, so ihre Häftlingskleidung verbergend, und zogen wie finstere Dämonen durch dieses Inferno.

In Messina war die Hölle los. Den Tag und die folgende Nacht verbrachten meine Angehörigen grösstenteils im Freien neben ihrem Haus im Garten, weil man befürchtete, bei einem Nachbeben könne man unter den Trümmern begraben werden.

Am nächsten Morgen – es war Dienstag – sah man das an diesem Tag fällige Kursschiff des Norddeutschen Lloyd vor dem Hafen vor Anker gehen. Der Kapitän hatte offenbar aus der veränderten Silhouette der Stadt geschlossen, dass sich eine Naturkatastrophe ereignet habe und der Meeresboden im Hafen dadurch verändert worden sei. Nun winkte den Überlebenden die Rettung.

Nach und nach sickerten die Hiobsbotschaften durch. Unsere Cousine Gertrud Trewhella-Sarauw, die, von Catania kommend, die Weihnachstage bei ihren Eltern in Messina verbrachte, hatte ihren

Erstgeborenen, ein halbjähriges Knäblein, verloren, als er und die Amme mit einer Hausecke in die Tiefe stürzten. Der englische Konsul Acton, an dessen Seite die Gattin von den herabstürzenden Trümmern im Schlaf erschlagen worden war, sass da, mit seinem kaum drei Jahre alten Töchterchen in den Armen, das seinen im Schmerz verstummten Vater mit den Worten zu ermuntern versuchte: «Sing, Daddy, sing».

Unser Freund Spaeth lag begraben unter dem Schutt seiner Wohnung hinter der Fassade der «Palazzata», die mit ihren leeren Fensterhöhlen gespenstisch auf das abgesunkene Hafenquai blickte: er, mit dem wir unter den Sternen Mileas gewandelt waren, ahnungslos, dass sich unter den vielen glücksbringenden auch der Unstern seines tragischen Todes befand. Neben seiner Wohnung hatte sich das amerikanische Konsulat befunden. Das Konsulehepaar, Mr. und Mrs. Cheenay, hatte die Katastrophe gleichfalls nicht überlebt. Die Konsulin, eine charmante Österreicherin, hatte kurz zuvor in einer Gesellschaft gesagt, so ein kleines Erdbeben zu erleben, wäre doch lustig. Es blieb nicht bei der Belustigung. Es war der dramatische Untergang einer Stadt, die in zwanzig Sekunden ihre Bewohner unter den Trümmern begrub. Die Liste der Toten liesse sich beliebig verlängern.

Meine Angehörigen beschlossen, unter Umgehung der Stadt den Landeplatz der «Therapia» zu erreichen und damit die Möglichkeit der Flucht aus dem bedrohten Gebiet zu ergreifen. Das Schiff, das Kurs auf Alexandria hatte, änderte mit Einwilligung der Passagiere den Kurs, um die Obdachlosen nach Neapel zu bringen. So konnten sich die Meinigen auf die Reise nach Hause begeben mit ein paar Habseligkeiten, die sie in der Eile zusammengerafft hatten.

In Neapel wurden sie auf das freundschaftlichste von der Familie Max von Orelli empfangen und aufgenommen. Alle waren bemüht, sie das Schrecknis der letzten Tage etwas vergessen zu lassen. Die fünfjährige Heltrix schenkte meiner Schwester ein Nähplättchen, die kleine Jta ein Schokoladchen. Diese rührenden kleinen Gaben lösten die Starre des Gefühls, in der die Betroffenen bisher verharrt hatten. Sie konnten seit vielen Stunden die ersten Tränen weinen.

Durch Vermittlung von Herrn Konsul von Orelli war es möglich, Plätze im Zug nach Norden zu bekommen. Am 31. Dezember traf die kleine Gruppe von Flüchtlingen im Hauptbahnhof in Zürich ein. Ich ging dorthin mit Tante Cramer, um sie abzuholen. Es lag leichter Schnee. Da sahen wir sie herankommen, ein Trüppchen Flüchtlinge,

Köfferchen mit Wertgegenständen in den Händen, verschiedene Kleidungsstücke übereinander angezogen. Unser Mädchen Lina trug das Töchterchen des deutschen Pastor Müllensiefen auf dem Arm. Seine Mutter war mit einer Ecke des Hauses abgestürzt. Ihr Gatte hatte sie mit blossen Händen aus dem Schutt befreien müssen. Ihr sechswöchiges Knäblein hatte sie beim Fallen erdrückt. Nun fanden die Flüchtlinge eine erste Unterkunft bei Grossmama Steinfels.

Damit hatte fürs erste Vaters sizilianisches Abenteuer ein tragisches Ende gefunden. Mutter sagte: «Das Schicksal hat uns einen Fusstritt versetzt und unsere Heimkehr erzwungen».

Es folgten die Jahre der Übersiedlung des Geschäfts Ferdinand Baller nach Catania. In Messina war jede geschäftliche Tätigkeit unmöglich geworden.

4. Catania

Bei der zweiten Übersiedlung nach Sizilien anfangs der Zwanzigerjahre erlebten wir unser neues Domizil, die Stadt Catania, als einen Ort der sozialen Gegensätze in jeder Hinsicht. Mit Messina, wo wir bis zum grossen Erdbeben von 1908 gewohnt hatten, liess sie sich nicht vergleichen. Messina, am maritimen Durchgang zwischen Ost und West gelegen, war weltoffen. Catania dagegen war insular. Auch klimatisch waren die beiden Städte verschieden. Messina, dem Ostwind, dem «Gregale» ausgesetzt, blieb selbst im Sommer angenehm kühl. In Catania brachte der «Libeccio» mit seinem Gluthauch aus der Sahara die Stadt in der heissen Jahreszeit an den Rand des Verschmachtens.

Auf uns wirkte der dunkle Zauber der typisch insularen Lavastadt Catania fremdartig, und mit ihren massigen Bauten in spanischem Barock strahlte sie eine schwerblütige Schönheit aus. Man konnte keinen Vergleich ziehen zu unserem einstigen Domizil Messina, seinem hellen Stadtbild, seiner heiteren Gelassenheit. Die in sich ruhende Verschlossenheit, die Hintergründigkeit Catanias zeigte sich auch im Charakter der Bevölkerung.

Messina war Mafia-frei gewesen. Catania war es nicht. Immer wieder griffen die Tentakel dieser Geheimorganisation aus der Unterwelt an die Oberfläche und suchten sich ihre Opfer. Es gab dabei Abstu-

fungen vom kleinen Diebstahl bis zum schweren Verbrechen. Unsere Erfahrung, die wir mit der Mafia machten, war allerdings harmloser Natur.

Mutter pflegte die Haushaltwäsche auszugeben, die, in einem Jutesack verstaut, von einem Jungen abgeholt und in die Waschanstalt getragen wurde. Dieser Junge ward auf der Strasse von einem Unbekannten angesprochen und um die Gefälligkeit gebeten, ihm vom nahen Kiosk die Morgenzeitung zu holen. Als er zurückkam, waren Mann und Sack spurlos verschwunden. Man meldete den Vorfall einem Mafioso, der als Arbeiter im Essenzenmagazin der Firma Baller tätig war, mit dem diskreten Hinweis, dass es nicht anständig sei, wenn seine Brotgeber seitens der Mafia bestohlen würden. Der Mann entschuldigte sich und brachte einen Teil der Beute wieder bei. Der Rest – so sagte er bedauernd – sei schon verteilt und schwerlich wieder zu bekommen. Dieser relativ unbedeutende Zwischenfall steht in keinem Verhältnis mit jenem, der sich ein Jahr vor unserer Ankunft in eben derselben Strasse, wo wir eine Wohnung im Haus von Vaters Nichte, Gertrud Trewhella, bezogen, ereignet hatte. Ich kenne diese unheimliche Geschichte nur vom Hörensagen.

Ein Deputato aus Rom war in diplomatischer Mission nach Catania gekommen und stieg bei einem bekannten Ehepaar der Stadt ab. Dieser Gast, so erzählte man, verschied nach dem Genuss einer vergifteten Speise. Desgleichen ein Küchenjunge, der verbotenerweise davon genascht hatte. Andernorts hätte dieses Ereignis in der Öffentlichkeit grösstes Aufsehen erregt. Nicht so in Catania. Die weltliche Justiz trat nicht in Aktion, wohl aber die geistliche. Das schuldige Ehepaar musste Catania verlassen und – jeder auf seine Weise – in einem Kloster die Missetat mit einem gottgefälligen Leben büssen. Ihr beträchtliches Vermögen fiel an die Kirche.

Andere Erlebnisse mit der Mafia wurden mir bei einem Besuch an der Südküste der Insel bekannt. Mich streiften solche Geschichten, in denen das überwunden geglaubte Zeitalter der Borgia wieder auflebte, nur am Rande. Ich hatte genug zu tun, mich in Catania zurechtzufinden und in seiner Geselligkeit Fuss zu fassen. Darin gab es verschiedene Kreise.

Es waren bescheidene kleine Feste, welche die in Catania lebenden Schweizer an den jährlichen Marksteinen, wie Weihnachten, Karneval und Ostern vereinten. Dabei spielten Ansehen der Person, Tätigkeit und Besitz nicht die Hauptrolle – das gemeinsame Band war eben, dass man unter Eidgenossen war. Ob Grosskaufmann oder

Commis, Konsul oder Konditor – man war zusammen gekommen im Gedanken an die ferne Heimat, der man gemeinsam entstammte. Gerührt registrierte man das lokal gefärbte Idiom der verschiedenen Kantone, den feinen Bündnerdialekt, das etwas preziöse St. Galler-Deutsch mit dem hell gefärbten A, das urchige «Züritüütsch». Wir nahmen an Veranstaltungen der Schweizerkolonie teil, wobei die bekannten Namen Caflisch, Spahr, Tobler und Ritter zu erwähnen sind. Auch derjenige der «Pasticceria Svizzera», Caviezel, bei der das flanierende Volk der Via Etnea in einer Mittags- oder Abendstunde gerne zu einem Cinzano oder einer köstlichen eisgekühlten Mandelmilch einkehrte.

Ich erinnere mich auch an einen fröhlichen Karneval-Abend, an dem drei Paare hübscher schwarz-weisser Pierrots den Saal betraten, in deren Gruppe die Namen Caflisch und Ritter vertreten waren. Ich selbst hatte mich in eine Empiredame verkleidet und gewann bei der Verlosung von Preisen ein paar weisse Pfauentauben, was im Stil nicht übel zu meiner Rolle passte. Weniger so ein Tänzer in einem blauen «Sänne-chutteli» und schwarzer Zipfelmütze mit der Pfeife im Mundwinkel.

Später fanden diese Festlichkeiten in dem schönen neuen Clubhaus mit dem Säulenportikus statt, das erst 1928 erbaut wurde.

Oberfächlich betrachtet bot die Stadt Catania ein bunt bewegtes Bild. Im Gegensatz zum lebhaften Verladebetrieb am Quai flanierte auf der Via Etnea, die vom Strand aus sanft ansteigend in direkter Linie bis zu den untersten Agrumengärten am Fusse des Aetna führt, in den späten Morgenstunden und gegen Abend festlicher Verkehr. Manchmal konnte man dem damals in der sizilianischen Literatur berühmtesten Schriftsteller Giovanni Verga begegnen. Sein schönes weisshaariges Dichterhaupt mit den leuchtend blauen Augen zog die Blicke der Passanten auf sich und liess sie den berühmten Namen respektvoll aussprechen. Als einige Jahre später Verga starb, setzte ein Sturm auf die Buchhandlungen der Stadt ein, denn kein Catanese wollte sich nachsagen lassen, keines seiner Werke gelesen zu haben. Vor allem war die wenig umfangreiche Erzählung «Storia di una capinera» begehrt und bald vergriffen. Die Geschichte beruhte auf einer wahren Begebenheit. Der Schauplatz, ein Kloster und ein benachbartes Wohnhaus, befand sich unweit unserer Wohnung am Rande des grossen Stadtparks, der «Villa Bellini». Es brauchte wenig Fantasie, um sich in die Hauptfigur des blutjung durch eine Stiefmutter ins Kloster verbannten Nönnleins zu versetzen, das aus seinem vergitterten Zel-

lenfenster das Familienglück der jüngeren Stiefschwester mit dem einst ihm selbst zugedachten Ehepartner mitansehen musste. Noch zu unserer Zeit wurde die finstere Zelle gezeigt, in der Capinera an ihrem grossen Leid zugrunde ging.

Eine erwünschte Abwechslung in der Monotonie unseres Cataneser-Alltags waren Opernaufführungen im Teatro Bellini. Sie fanden gegen das Frühjahr hin statt, wenn in den grossen italienischen Städten die Spielzeit zu Ende ging und namhafte Ensembles für Gastreisen in der Provinz frei wurden.

Gewöhnlich begann die Serie mit einer Oper des lokalen Komponisten, Vincenzo Bellini, als Referenz vor dem grossen Sohn seiner Geburtsstadt Catania gedacht. Doch das reichhaltige Programm der Truppe umfasste von der Klassik bis zur Gegenwart auch noch andere Werke bedeutender Komponisten. Einmal sollte zu Ehren des Fürsten Jussupoff, der als Gast bei seiner Cousine, der Baronessa Romeo, wohnte, ein Galaabend stattfinden, dem ich mit besonderem Interesse entgegensah. Leider wurde im letzten Moment die Durchführung abgesagt, weil man ein Attentat auf den illustren Besucher fürchtete. Ich habe es bis heute nicht verschmerzt, in seiner Person nicht ein Stück lebendiger Geschichte – er war einer der Mörder Rasputins – zu Gesicht bekommen zu haben.

Wenn die Zeit der Aufführungen herannahte, sicherten wir uns gemeinsam mit Verwandten eine Loge im ersten Rang des Theaters. Vater und ich sahen dem Besuch der Vorstellungen mit Vergnügen entgegen. Einzig Mutter meldete Vorbehalte an. Sie hatte gehört, dass das «Teatro Bellini» nicht frei von Ratten sei, und einem dieser von ihr meistgehassten Geschöpfe zu begegnen, war das Letzte, was sie sich wünschte. Wir zerstreuten ihre Bedenken nach Kräften. Eines Tages stand die Aufführung einer Oper des zeitgenössischen Komponisten Riccardo Zandonai auf dem Programm «Paolo e Francesca da Rimini». Festlich gestimmt fuhren wir hin. Mutter trug ihr schwarzes Spitzenkleid. Als wir ankamen, schwärmte das ausverkaufte Haus wie ein Bienenstock. Wir erstiegen die Treppe zum ersten Rang und nahmen die Plätze in unserer Loge ein. Die Beleuchtung im Zuschauerraum verdämmerte zu einem diffusen Halbdunkel. Das Stimmengewirr legte sich. Auf seinem Podest hob der Dirigent den Stab. Das Orchester intonierte die Ouvertüre. Auf den Wellen des Wohlklangs liess ich mich in meiner Fantasie an den Strand von Rimini tragen. Ich sah die schöne Francesca am Ufer hin wandeln, dort wo der Po in breitem Fluss im adriatischen Meer zur Ruhe kommt. Was mich auf-

schrecken liess, weiss ich heute nicht mehr zu sagen. Vielleicht ein störendes Geräusch, ein huschender Schatten? Aufblickend aber sah ich sie. Sie turnte an der schweren Samtdraperie des Logenvorhanges entlang, die geschwänzte Unholdin, eine ausgewachsene Ratte. Offenbar eine sichere Akrobatin. Doch auf der Höhe von Mutters Stuhl angelangt, wollte sie wenden, selbst für diese seiltänzerisch begabte Ratte ein riskantes Manöver. Sie verlor die Balance und stürzte ab, im Vorbeiweg Mutters Spitzenärmel mit scharfen Krallen zerreissend. Dann landete sie auf meinem Schoss und blieb wie betäubt liegen. Ich sass erstarrt. Doch dann fasste ich das warme, atmende Fellbündel mit beiden Händen und schleuderte es auf die gepolsterte Balustrade, welche die Logen im Halbkreis verbindet. Eilig machte sich die Ratte davon. Doch schon nach Sekunden kündeten Aufschreie und Stühlerücken in der Nachbarloge an, dass die Ratte auch dort zu einem weiteren Gastspiel eingekehrt war, zu einem Theatercoup inmitten des Theaters, würdig des grossen sizilianischen Zeitgenossen, des Dramatikers Pirandello – «In cerca d'Autore» –. Diese Rolle in Form des «io narrante» habe ich nur ungern übernommen. Blieb doch die Erinnerung an jenen Abend getrübt. Vor allem Mutter war der Geschmack an Besuchen im «Teatro Bellini» vergangen.

Neben dem Verkehr in der Schweizerkolonie war es mir vergönnt, auch in der adeligen Gesellschaft der Stadt Fuss zu fassen. Dies ist nicht selbstverständlich, da diese – ähnlich wie die von Tomaso di Lampedusa im «Gattopardo» (Leopard) geschilderte – in der Regel unter sich bleibt. Ich schreibe die mir gewährte Gunst der Verbindung durch unsere Verwandte, meiner Cousine Norah Sarauw zu, die einen Vertreter dieser alt-adeligen Familien geheiratet hatte, Barone Giovanni Rosso di Cerami, ebenso Onkel Carls ältester Tochter Gertrud und ihrem Gatten P. T., die wie ich im Kreise der Nobilità Catanias akzeptiert waren. Die darin herrschenden, lokal geprägten Nuancen machte ich mir bald zu eigen. Es genügte, sich dem schmiegsamen Gang dieser «Geparden» anzupassen, der – jede scharfe Kante in der Konversation vermeidend – durch eine unverfängliche blumige Landschaft liebenswürdig-komplimentösen Geplauders führte. So konnte ich diese Anlässe unbeschwert geniessen, die sich im Zuschnitt eines höfischen Lustspiels vor meinen Augen abspielten.

Die Bälle, welche im Winter stattfanden, waren vorwiegend in den Rahmen des «Circolo-Sport» verlegt, eines repräsentativen Baus in einem parkähnlichen Gelände. Sein Innendekor in Weiss und Gold,

mit grossen Kristallüstern und Spiegelscheiben, wirkte elegant. Mit Sport hatte dieses schöne «Ambiente» – trotz des Vorhandenseins von zwei Tennisplätzen – wenig zu tun. Es diente lediglich als Treffpunkt für die Mitglieder, wobei auch an grünen Tischen um oft recht hohe Einsätze gespielt wurde.

Der Beginn eines Ballfestes erfolgte zur vorgerückten Stunde, etwa um 10.00 Uhr abends, und auch dann war der Kreis der Geladenen noch nicht vollzählig versammelt. Es fehlten noch die Honoratioren, ohne die der Anlass nicht volle Gültigkeit hatte. Doch wie hätte man, wenn man sich Principe und Principessa R. nannte, kleinlicher Pünktlichkeit zu befleissigen brauchen? Der verspätete Auftritt war nur um so effektvoller. Er war von höfischem Zuschnitt. Beim Erscheinen des fürstlichen Paares wurden die Flügeltüren zum Vorplatz aufgerissen, ein Majordomus kündigte mit Aufschlagen seines Stockes die Ankömmlinge an, die Musik war verstummt, und mit spanischer Grandezza betraten die hochgewachsenen Gestalten den Saal. Die bereits anwesenden Ballteilnehmer bildeten Spalier, durch das der dunkeläugige Fürst seine schöne blonde Gefährtin führte, um dann mit einem Ehrenwalzer das Fest offiziell zu eröffnen. Auch ich nahm an dem Vergnügen beschwingten Anteil, wobei es mir nicht an Tänzern mangelte. Nach höfischer Sitte durften Ehepaare nicht miteinander tanzen – vermutlich um eine möglichst bunte Mischung der Gesellschaft zu erreichen – wodurch manch flotter Kavalier frei wurde, der mit mir an seiner neidlos zuschauenden, vielleicht schon etwas füllig gewordenen besseren Hälfte, vorbeiwalzte. Junggesellen waren dünn gesät, weil in den aristokratischen Familien die Kinder meist schon in der Wiege miteinander verlobt wurden und in der Regel mit zwanzig heirateten. Diese Gepflogenheit hatte den Vorteil, dass die Verbindung von Name und Vermögen auf gleicher Ebene gewährleistet war. Für die mir gewährte Gunst, an diesen Festen teilzunehmen, hatte ich keine Möglichkeit, mich zu revanchieren. Sie wurde auch in der grossmütigen Haltung, welche die Cataneser Aristokratie auszeichnete, nicht erwartet. Doch einen bescheidenen Trumpf hatte auch ich in Händen: meine Geige. Bei grossen Empfängen in einem der Palazzi an der Via Etnea wurde von den Gastgebern den Geladenen, ausser einem mit allen Leckereien der «Pasticceria Svizzera» besetzten Buffets, auch ein Unterhaltungsprogramm geboten, in das man mich als «musikalische Nummer» nicht ungern einbaute. Dann wurde mein Name und der meines trefflichen Begleiters Maestro Mineo, ausgerufen, ein Diener trug den Notenständer vor uns her

zum Flügel, wo wir uns mit einem Programm gefälliger, oft das Banale streifender Salonmusik hören liessen. Als gediegener Auftakt eines solchen konnte der «Ungarische Tanz Nr. 5» von Johannes Brahms gelten, der mit einer breit hinfliessender Kantile auf der tiefsten, der G-Saite beginnend, in das Feuerwerk des Allegro übergeht; dann die kleinen Kabinettstücke des grossen Geigers Fritz Kreisler, «Liebesleid und Liebesfreud», sowie Kompositionen von Elgar, denen ich einmal als Dreingabe die «Serenade» von Toselli folgen liess. Dies trug mir eine Rüge der Principessa Cerami, einer Berlinerin bürgerlichen Geblüts, ein, die mir bedeutete, bei meinem nächsten Auftritt möge ich mein Programm mit einem gehaltvolleren Stück abschliessen. Nach solchen Veranstaltungen erschien anderntags im «Messaggero» eine Kritik des Programms, in der auch ich erwähnt wurde. Es ist die einzige geblieben, mit der meine bescheidene Konzerttätigkeit je einen Widerhall in der offiziellen Presse einer grossen Stadt gefunden hat.

Weitere Einladungen in einem der schönen Bauten an der Via Etnea begannen meist mit einer Polonaise durch die feudalen Räume des «Piano nobile». Dies hatte den Vorteil, dass jeder Gast jeden anderen, und sei es nur Augenblicke hin, kennen lernte: der Kavalier eines Paares rückte nach einigen Takten Musik um einen Platz vor und überliess den seinen demjenigen, der von hinten nachzog. So erinnere ich mich, einmal an der Seite eines Principe Bíscari geschritten zu sein. Dies erwähne ich nicht des schönen Namens wegen, sondern weil Goethe auf seiner Italienischen Reise in dieser Familie zu Gast war. Ebenso verdient die von dieser Familie gestiftete reichdotierte Antikensammlung im Staufenschloss «Castello Ursino» Erwähnung. Dieser trutzige Bau lag einst am Meer, wurde jedoch beim Ausbruch des Aetna von der Küste landeinwärts abgedrängt. Seine Quadermauern haben der glühenden Umarmung durch die Lava standgehalten. Aber die blühenden Gärten, auf welche vermutlich die staufischen Edelfrauen herabblickten, haben einem trostlosen Parterre erkalteter Lava Platz gemacht. Nur der Blick vom Söller des Schlosses auf das ionische Meer ist in seiner Schönheit derselbe geblieben.

Mit der steigenden Wärme des Frühsommers wurden grosse Einladungen seltener, um schliesslich ganz aufzuhören. Wer konnte, verzog sich, der Hitze der lavagepflasterten Stadt entgehend, auf eines der grossen Landgüter mit ihren luftigen Villen, auf kühler Höhe am Aetna droben gelegen. In solchen wurde ich hin und wieder freund-

lichst empfangen. Besonders erinnere ich mich eines Besuchs auf dem Sommersitz der Duchessa di San Giuliano, einer feinen, schlicht auftretenden Dame, der jedes prätentiöse Gehabe fern lag. Wie hätte sie es auch angesichts ihrer Position und ihres persönlichen Charmes nötig gehabt?

Einer der höchsten Feiertage für Catania war jener zu Ehren der Stadtheiligen Sant' Agata. An diesem Tag ruhte die Arbeit. Ein buntes Jahrmarkttreiben, bei dem allerlei billiger Schund angeboten wurde, erfüllte vom Morgen an die bevölkerten Strassen. Am originellsten, weil in direktem Zusammenhang mit dem Martyrium der Heiligen stehend, waren die Nachbildungen ihrer weissen Brüstchen, deren sie des neuen Glaubens wegen auf schmerzliche Art und Weise verlustig gegangen war. Auf Blechtellerchen präsentiert, nahmen sie sich in unmittelbarer Nachbarschaft mit gespendeten Soldi seltsam genug aus. Die real denkenden Catanesen schien diese Symbiose zwischen sakralen und und monetären Welten nicht zu stören. Der Tag endete mit einem spektakulären Feuerwerk, das ich, durch meine Verwandten eingeführt, vom Balkon eines der Palazzi an der Via Etnea aus geniessen konnte.

Ein ernst zu nehmender Rivale in der Wertschätzung durch die Bevölkerung Catanias erwuchs der Stadtheiligen Sant' Agata im Schutzpatron der Kärrner, Sant' Alfio. Seine Gilde war zahlenmässig stark und für den Exporthandel der Stadt insofern wichtig, als ihre Mitglieder den Transport der Orangen- und Citronenernte aus den Agrumenpflanzungen am Fuss des Aetna zur Verladung und weltweiten Verschiffung nach dem Hafen besorgten. Trotzdem das Sanctuarium Sant' Alfios nicht auf Stadtgebiet, sondern zwei gute Wegstunden am Abhang des Atnea droben lag, strömten ihm an seinem Namenstag die Catanesen scharenweise zu. Sie fuhren auf ihren grossen zweirädrigen Karren, die oft mit farbenprächtigen Szenen aus der sizilianischen Geschichte geschmückt waren, zum Stelldichein mit dem Familienvater, nach dem Sitz des Heiligen in die Lavalandschaft des Aetna hinauf. Der Pater Familias hatte die Wallfahrt seinerseits schon zu nächtlicher Stunde im obersten Sektor der Via Etnea begonnen, wo sich die rauhen Gesellen zur einer wild bergan stürmenden Wallfahrt zusammenfanden. Ihre nackten Leiber hoben sich vom fackelerhellten Hintergrund der Strasse scherenschnittartig ab und liessen an den Fries tanzender Satyrn auf einer antiken Tonvase den-

ken. Nur ihr heiserer Ruf: «Viva Sant' Alfio!» war die einzige zulässige Replik auf Schmährufe aus der beide Strassenseiten säumenden Zuschauermenge, womit manch ein Dunkelmann seinen am Zug vorbei keuchenden Widersacher bedachte. Lassen wir die dämonische leidenschaftsgeladene Szene in ihrer heidnisch-christlichen Ambivalenz im Rückspiegel unserer Erinnerung in voller Lebendigkeit vor uns erstehen:

«Um Mitternacht mit Lobgesang, huschendem Fackelscheine,
Eilt braunes Volk im Pilgergang hin nach Sant' Alfios Schreine;
Sinkt droben an des Berges Hang dem Schutzpatron zu Füssen,
Vergebung heischend, sündenbang, zu beten und zu büssen.

Drob grollt im tiefen Kraterschacht und schürt die Esse,
Aufloht sein Feuer jäh entfacht, trotz Mönchsgeplärr und Messe,
Und es erstehn aus Dampf und Rauch der alten Götter Scharen,
Entsteigen Wolke, Meer und Strauch, jung wie vor tausend Jahren,
Und sinnbetört, zauberhaft nah'n sie dem Gnadenorte,
Lockend Sant' Alfios Jüngerschaft aus weihrauchdumpfer Pforte.

Die Menge wogt, die Erde dröhnt, es flammen Kluft und Schlünde,
Der Heilige, zutiefst verhöhnt, verhüllt sein Haupt der Sünde,
Denn unaufhaltsam, fort dem Dom, wälzt sich die fromme Gilde,
Entfesselt gleich dem Lavastrom durch Fluren und Gefilde:
Gott Bachus selbst führt an den Tanz der Burschen und Dirnen,
Schlingt jauchzend seinen Rebenkranz im Festrausch um die Stirnen.

Erst mit dem letzten Feuerschein, verglüht am Kraterrande,
Erst mit dem letzten Becher Wein erlischt der Spuk im Lande.
Madonnenblau der Himmel ruht, verdämmernd auf der Erde;
Sant' Alfio nimmt erneut in Hut verführter Lämmer Herde.»

Kehren wir mit den festmüden Pilgern aus dem chtonischen Lavabereich des Heiligen in den urbanen Bezirk einer modernen Stadt zurück!

In jene in Catania verlebten Jahre fällt auch der Besuch der Schwefelmine Pagliarello, an der die Firma Ferdinand Baller beteiligt war.

Wir waren eine Vierergruppe, die zu dieser Besichtigung aufbrach, da mein Bruder und meine Schwägerin in den Frühlingsferien in Sizilien weilten und auf ihrer Abfahrtsroute, die quer durch die Insel

nach Palermo zur Einschiffung führte, dieses ungewöhnliche Erlebnis nicht verpassen wollten. Unser angeheirateter Vetter, Percy Trewhella, war ebenfalls von der Partie.

Die Talstation, von der aus man zur höher gelegenen Mine gelangt, ist Villa-Rosa. Dort verliessen wir den Zug und schickten uns zum Aufstieg nach dem Verwaltungsgebäude des Unternehmens an. Die baum- und strauchlose Gegend, die wir durchschritten, war unsicher, weshalb sich uns zur Begleitung ein einheimischer Ingenieur beigesellt hatte. Nicht lange vor unserem Besuch hatte sich folgender Vorfall ereignet:

Ein Gefährt, das den wöchentlichen Zahltag für die Minenarbeiter zum Verwaltungsgebäude transportierte, kam in Schwierigkeiten. Ein Warnschuss aus der Dunkelheit machte den Wagenlenker darauf aufmerksam, dass ihm Briganten am Wegrand auflauerten. «Scherzono, i picciotti», rief er, die Unsichtbaren verspottend aus. Aber eine volle Schrotladung in die Längsseite des Wagens belehrte ihn eines andern. Das Pferd scheute, er stürzte rücklings vom Bock, und das geängstete Tier rannte in haltloser Flucht bis zum Verwaltungsgebäude, wo es stehen blieb. Die kostbare Fracht im Wagen, der Zahltag, war gerettet.

In dem genannten Gebäude waren wir für die Nacht primitiv untergebracht. Es gab zwei Doppelzimmer, eines für meine Schwägerin und mich; im andern nächtigten die beiden Herren. Zuvor aber gab es noch ein rustikales, aus einheimischen Spezialitäten kunterbunt gemischtes Nachtmahl: ausser Pasta schneeweisse Ricotta, grüne und schwarze Oliven, in die runden Provolone-Käse eingefüllte Butter; Salami und selbstgebackenes rauhes Brot; dazu kräftigen roten Landwein. Zwei Minenarbeiter waren zu Kellnern avanciert, aber sie, die wochenlang keine Frau zu Gesicht bekommen hatten ausser derjenigen des Verwalters, waren so scheu, dass sie ihr ungewohntes Amt nur mit Zittern und Zagen ausüben konnten. Sie klammerten sich, Halt suchend, an den Zipfel der Serviette, die man ihnen als Zeichen ihrer neuen Würde gegeben hatte und die nun in ihren bebenden Händen wie eine Fahne im Wind flatterte. Nach beendeter Mahlzeit begaben wir uns zur Ruhe, denn für den nächsten Morgen standen interessante Besichtigungen bevor.

Ein vollgültiger Besuch der Mine war den Männern unserer Gruppe vorbehalten. Mancherorts ist das Erscheinen von Frauen in den Stollen unerwünscht, weil es, nach einem Aberglauben, schlagende Wetter provozieren soll. So begleiteten wir die Herren nur bis zum Stolleneingang, wo ein primitiver hölzerner Kasten die Funktion des

Liftes versah. Mit einer Seilwinde betätigt, fuhr er in die Tiefe. Wir blickten den klein und kleiner werdenden Gestalten von oben her nach, sorgsam das Loslösen auch nur des kleinsten Steinchens vermeidend, weil es über die mehrere hundert Meter reichende Distanz wie ein Projektil gewirkt hätte.

Meine Schwägerin und ich spazierten dann, von einem einheimischen Führer begleitet, durch das desolate Gelände und besichtigten die Hochöfen, in denen das Schwefelgestein geschmolzen wurde. Sie lehnten sich in geschlossener Reihe an einen Berghang. Jeder Ofen hatte in seiner gemauerten Front eine Stelle, wo nach dem Prozess des Ausschmelzens eine Öffnung geschlagen wurde, aus der, verflüssigt, der Schwefel in bereitgestellte Formen floss. Erkaltet liessen sich diese genormten Kuchen leicht zum Verlad und Versand nach der Bahnstation Villa-Rosa transportieren. Auf der gut anderthalb Meter breiten Mauerkrone der Öfen konnte man entlang gehen. Daneben lagen aufgeschichtet und von einer Sandschicht bedeckt die Blöcke des Schwefelgesteins. Der Anblick wirkte harmlos. Doch unter einem feuchten Fleck im Sand, der leicht pulsierte, vollzog sich der Prozess des Schmelzens bei mehreren tausend Grad Hitze. Niemand, der einen Fehltritt über den Mauerrand mache, komme mit dem Leben davon, wurde uns gesagt. Nur in einem einzigen Fall habe die Madonna ein Wunder vollbracht. Das war, als ein Minenarbeiter seinem vom sichern Weg abgekommenen Knaben in den Sand nachsprang und ihn, wie sich selbst, die Mauerkrone erneut gewinnend, wieder in Sicherheit bringen konnte. Wir wollten die Madonna nicht ein zweites Mal auf die Probe stellen und nahmen unsere Schritte peinlich in acht.

Am nächsten Morgen verliessen uns mein Bruder und seine Frau, um weiter zu reisen. Ich blieb mit Vetter Trewhella und dem Ingenieur zurück. Eine kleine Sensation erlebte ich noch, als wir uns – jeder an ein leeres Förderwägelchen geklammert – durch das sogenannte «Piano inclinato» nach einem höher gelegenen Mineneingang befördern liessen. Das Drahtseil zog uns über Klüfte und Schluchten erstarrten Lavagesteins empor, das in seinen bizarren, mensch- und tierähnlichen Formen nach dem über ihm hinweg schwebenden Wesen aus Fleisch und Blut zu greifen schien.

Nach einem kräftigen Spaghetti-Mahl im Verwaltungsgebäude schickten wir drei Zurückgebliebenen uns zur Abreise an. Über ein Förderwägelchen wurde ein Brett gelegt, auf dem ich, zwischen meine beiden Begleiter geklemmt, Platz genommen hatte. So lange die

schmale Geleisespur horizontal verlief, schoben uns zwei Minenarbeiter weiter. Dann kamen wir an die erste Kurve des in Serpentinen angelegten Trassées, und mit einem Stoss kräftiger Hände von hinten ging es los in sausender Fahrt über die Bergflanke zu Tal, wo wir, auslaufend, die Station Villa-Rosa erreichten. Dort verliess uns der Ingenieur. Wir nahmen den Zug in Richtung Catania. Auf der Rückfahrt trafen wir den Vater des berühmten Sohnes der Insel, Luigi Pirandello!

Der in jenen Jahren blühende Schwefelexport Siziliens erlitt später Rückschläge. In Amerika wurde ein Verfahren entwickelt, das den Abbau unter Tag durch die Installierung von Röhren mit heisser Luft ersetzte, wodurch der Schwefel in der Tiefe ausgeschmolzen und – ebenfalls durch Röhren – an die Oberfläche gepumpt wurde. Dadurch konnte Amerika die teurere sizilianische Gewinnung preislich unterbieten. Durch diese nicht vorauszusehende industrielle Entwicklung Siziliens verlor auch für unsere Familie die geschäftliche Tätigkeit der Firma Ferdinand Baller an Gewicht. Die Hauptursache für den geschäftlichen Niedergang lag in der sinkenden Bedeutung des Handels mit chemischen Produkten. Die Firma war gezwungen, ihre Tätigkeit nach und nach einzustellen. Daher wurde unserer Familie die Existenzgrundlage entzogen, und nach Ausbruch des 1. Weltkrieges sah sich Vater gezwungen, seine Zelte dort abzubrechen. Inzwischen hatte ja Sizilien gesellschaftlich bereits ein anderes Gesicht bekommen. Unser damaliger Bekanntenkreis war geschrumpft und hatte sich aufgelöst. Daher war der einzige vernünftige Entschluss unserer Eltern der, in die Schweiz zurückzukehren. Mutter ist damit ihr sehnlichster Wunsch, die Augen an ihrem geliebten Zürichsee schliessen zu dürfen, in Erfüllung gegangen, während mein Vater die endgültige Trennung vom Land seiner Sehnsucht nie ganz verwunden hat.

5. Epilog

An dieser Schicksalswende angelangt, drängt es mich, Rückschau zu halten auf die im Ausland verlebten Jahre, die uns so reich beschenkt hatten mit kulturellen Genüssen. Diese Insel, an bevorzugter Stelle

zwischen Orient und Okzident gelegen, an den kulturgesättigten Küsten des Mittelmeers hat uns mit ihren machtvollen Zeugen aus ferner Vergangenheit eine grossartige Perspektive verschiedenster Welten eröffnet. Ihre landschaftliche Schönheit, der Zauber ihrer Städte und ihrer Bewohner bleiben unvergessen. Wollte man die Erinnerung an jene fernen Jahre einfangen in ihrem seltenen Reiz, so käme dies dem aussichtslosen Versuch gleich, das Schattenspiel in Platos Höhlengleichnis deuten zu wollen. Nur in schwachem Abglanz lässt sich das Bild dieser Drehscheibe abendländischer Geschichte beschwören, wo der Fuss der Götter seine Spuren hinterlassen hat.

«Insel, umblaut von jener Meeres-Tiefe,
Der, Schaumgeborene, strahlend Du entstiegst,
Der willig Du, als ob ein Gott Dich riefe,
Die Marmorblässe Deiner Küsten schmiegst;
Wann kränkte je Dich in der Monde Wende,
Unsterbliche, ein Frost mit herbem Hauch,
Hier, wo der Herbst dem Frühling reicht die Hände
In steten Blühens süssem Opferrauch?

Proserpina, entrückt ins Reich der Schatten,
steigt Jahr um Jahr verjüngt ins Licht empor,
Und kränzt, entwindend sich dem finstern Gatten,
Dich zärtlich mit der Götter schönstem Flor,
Kaskaden gleich entstürzt er den Amphoren
und schäumt an Säulen Duft verströmend auf,
Verweilen, holdes, hemmt den Schritt der Horen
Und ihres Reigen leichtbeschwingten Lauf;
In sanftem Feuer schmelzen Wunsch und Wille,
Zerfliessend alle Grenzen wonnevoll,
Und im Zenith der mittäglichen Stille
Kredenzt den Nektar lächelnd Dir Apoll.»